Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

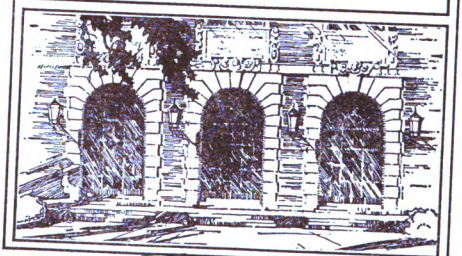
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.8
B47
1922:10

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN



BOOKSTACKS

„Eta-Formenprickler“

Eine neue medizinische Erfindung! Wirkung: ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebzellen. Die unentwickelte oder welkgewordene Brust wird üppig und drall. Der **Erfolg** ist **ärztlich bestätigt.** So schreibt u. a. der **Kosmetiker Dr. med. Klatt:** „Senden Sie noch 2 ‚Eta-Formenprickler‘. Habe mit der Anwendung dieses Apparates wirklich sehr schöne Erfolge erzielt.“ Preis komplett M. 24.— mit Garantieschein.

Laboratorium „Eta“, Berlin W 239,
Potsdamer Straße 32.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Soeben beginnt zu erscheinen:

K. F. Beckers Weltgeschichte

Sechste Auflage

Nach dem neuesten Stande des geschichtlichen Wissens

neu bearbeitet von

Studiendirektor Dr. Julius Miller

und bis zur Gegenwart fortgeführt von

Universitäts-Professor Dr. Karl Jacob

4900 Seiten Text / 1800 Abbildungen, Tafeln und Karten

Vollständig in 43 Lieferungen, wovon 42 Doppellieferungen sind

Der Preis für die 1. Lieferung beträgt 6 Mark

für jede folgende Doppellieferung 12 Mark

Die Vorzüge von Beckers Weltgeschichte sind längst bekannt und tausendfach anerkannt. Das hervorragende Werk eignet sich wie kein anderes sowohl für Studien wie fürs Haus, es ist die beste Weltgeschichte für jedermann, denn es verbindet mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit nach dem heutigen Stande der geschichtlichen Forschung das Anziehende einer reizvollen unterhaltenden Darstellungsweise.

Zweckmäßige Auswahl des Wichtigen und Wissenswerten, lebendige, erzählende Darstellung, übersichtliche Anordnung und Einteilung, breite Berücksichtigung der neuen und neuesten Geschichte, ungeschminkte Wahrheitsliebe und wärmstes Empfinden für unser deutsches Volk und Vaterland

sind es, die die Lektüre des Becker zum wertvollen Genuß machen. Diesen Vorzügen verdankt das berühmte Werk seine große Verbreitung, und die Bearbeiter der neuen (sechsten) Auflage haben es wohlverstanden, sie zu erhalten und zu erweitern.

Der moderne Leser verlangt, daß der gediegene Text durch authentische und künstlerische Illustrationen belebt werde. Auch in dieser Beziehung werden weitgehende Anforderungen befriedigt. **Kaum eine Seite, die nicht eine Abbildung nach einem antiken Originale oder nach einem Werke eines späteren klassischen Künstlers, eine charakteristische Landschaft, ein Trachtenbild oder ein anderes bedeutsames kulturhistorisches Merkmal zeigte** und so die weltgeschichtlichen Vorgänge, Stätten und Persönlichkeiten dem Leser näherbrächte. Das Werk entspricht gleichzeitig dem Wunsche Vieler nach einer übersichtlichen

Geschichte des Weltkrieges und der Revolution,

die hier erstmalig abgeklärt und volkstümlich in Wort und Bild geschildert werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Ein praktisches Geschenkbuch für Frauen und eine Notwendigkeit für jeden Haushalt ist

Gesunde Küche

Ein Lehrbuch richtiger Ernährung und Speisenbereitung

Mit 1216 bewährten und erprobten Rezepten

Von Prof. Dr. Heinrich Kraft und Frau Helene Kraft

Zwei Teile in einem Band / Gebunden 54 Mark

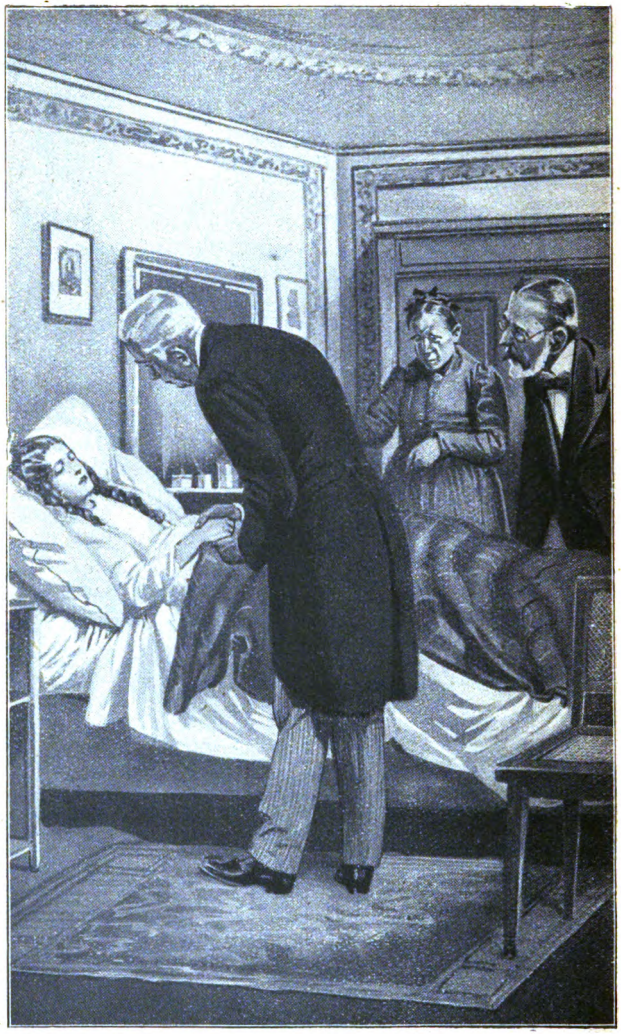
Die hergebrachte, in vieler Beziehung falsche und nachteilige Kochkunst ist unsern Frauen geläufig, aber nur ganz wenige unter ihnen wissen genug von gesunder Ernährung. Diese lehrt erstmalig umfassend das obige Buch von Prof. Dr. Kraft, des langjährigen Leiters von Dr. Lahmanns Sanatorium auf Weißer Hirsch bei Dresden, in dem die „gesunde Küche" seit mehr als einem Vierteljahrhundert großartige, weltbekannt gewordene Erfolge erzielt.

Inhalt: Theoretischer Teil. Einleitung. Die gesunde Küche. Küchenphysik und Küchenchemie. Lehre von der Verdauung. Der chemische Aufbau unserer Nährstoffe. Unser Nahrungsbedarf. Die Deckung unseres Nahrungsbedarfes. Die Zubereitung pflanzlicher Nahrungsmittel. Die Zubereitung tierischer Nahrungsmittel. Von Würzen und Soßen. Die Kochkiste. Frischhaltung der Nahrungsmittel. Nahrungsmittelkunde. Register. — Praktischer Teil. **1216 Rezepte** für Suppen, Fleischspeisen, Geflügel und Wildgeflügel, Wildbret, Fische, Krustentiere und Muscheln, Froschkeulen, Soßen, Eierspeisen, Nebengerichte, Kleinigkeiten zum Tee, verschiedene Butter, Pasteten und Fleischteige, Gemüse, eingelegte Gemüse, Pilze, Salate, eingemachtes Obst und Obstsäfte, Milchspeisen, Mehlspeisen, Glasuren und Bindemittel, Leckerbissen zum Tee, Back- und Butterteige, Kuchen und Torten, Puddinge, Cremen, Süßspeisen, Backwerk, Gefrorenes, Getränke.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Digitized by Google



Zu der Novelle „Seelchen" von Max Rüling. (S. 53)
Originalzeichnung von A. Wald.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

10. Band

Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

850.0
B47
1922:1ϕ

Inhaltsverzeichnis

Seelchen / Novelle von Max Rüling / Mit Bildern von Adolf Wald 7

Die Leute von Schloß Waldau / Roman von Emmy von Winterfeld-Warnow . . . 55

Die Welt auf Stelzen / Von Horst Molter / Mit 11 Bildern 100

Amerikanisches Prärieleben / Erlebnisse aus Wild-West / Von O. Meyer 115

Ist äußerliche Schönheit der Tiere ein sicheres Anzeichen ihrer Leistungsfähigkeit? / Von Dr. med. vet. Franz Stolberg 125

Bewohnbarmachung feuchter Gebäude Von Max Heller / Mit 5 Bildern 138

Die Preisträgerin / Von Leo Brenner . . 148

Die neue Hochgebirgsbahn Norwegens Von F. Mewius / Mit 3 Bildern 154

Die Fledermaustollwut in Brasilien Von Hermann Radestock 162

Digitized by Google

Die Vierundzwanzigstundenzählung
Von Dr. Karl Eduard Walter / Mit 5 Bildern 168

Zur Beachtung bei Einsendung der Lösung unseres dritten Preisrätsels 183

Mannigfaltiges

Ein Schildbürgerstreich 184
Der Fluch der Lächerlichkeit 185
Schutz vor Taschendieben. Mit Bild 186
Vergeblicher Anruf 189
Wie man einst ohne Licht die Uhrzeit bestimmte 190
Berechtigte Abfuhr modischen Unfugs 191
Wohlgeraten 192

Digitized by Google

Seelchen

Novelle von Max Rüling

Mit Bildern von A. Wald

Auf dem Giebel des alten Hamonschen Hauses stand auf einer Kugel die bronzene Figur einer Fortuna, die mit beiden Händen ein gebauschtes Segel hielt. Der Ahnherr, der einst das Bildwerk dort anbringen ließ, war einer von denen gewesen, die überall in der Welt herumziehen, in der Meinung, irgendwo müsse ihnen das große Glück begegnen. Der wunderliche Mann erwartete vom Leben lauter helle Jahre und suchte sie allerorten, endlich hoffte er sie jenseits der Alpen zu finden, wo er in Venedig zur letzten Ruhe gebettet ward. Zu jener Zeit trieben die Hamons Handel mit Italien, erwarben Reichtum damit, und so war es begreiflich, daß die Gestalt des großen Glückes ihr Segel nach Süden hielt. Später hörten die kaufmännischen Verbindungen auf, und die Nachkommen wandten sich meist dem Studium der Rechte zu. Seit ein paar Jahrhunderten fanden sich unter den Namen der Rechtskonsulenten der Stadt in fast lückenloser Reihe solche aus dem Hamonschen Hause. Da das Rathaus in südlicher Richtung des stattlichen Gebäudes lag, und Fortuna, auf ihrer Kugel stehend, somit ihm zustrebte, war einmal das Wort gefallen, es sei begreiflich, daß alle Hamons dorthin ihren Weg fänden, sie brauchten ihn nicht in der Ferne zu suchen.

Um die Wende des vorigen Jahrhunderts lebten zwei Brüder, Thomas und Ulrich Hamon, in dem alten, geräumigen Hause. Der ältere gehörte dem Senat an, der jüngere, unverheiratete, wirkte als Lehrer am Gymna-

Digitized by Google

sium. Arnold Hamon, des Senators Sohn, studierte an der Universität einer nahegelegenen kleineren Stadt. Bei den Hamons gingen zwischen Arbeit und häuslichen Erholungen die Tage hin, und selten empfing man Gäste. In dem großen, auch an der Decke holzgetäfelten Raum saß die Frau des Senators am oberen Ende des langen Familientisches. Thomas Hamon hielt einen Brief in der Hand, und auch vor der Gattin lagen Schriftstücke. Ulrich beobachtete den Bruder, der, ernster als sonst, nachdenklich vor sich hin sah. Während der Abendmahlzeit wurde wenig gesprochen. Als die Speisen abgetragen waren, nahm der Senator einen der Briefe, die auf dem Tische lagen.

„Ulrich, du erinnerst dich an unseren Jugendfreund Sebald. Er ist gestorben. Wir werden seine Tochter aufnehmen, denn er hinterläßt keine Verwandten. Das Mädchen ist blind. Sebald hat mir in seinem letzten Willen die Vormundschaft übertragen. Er starb so rasch, daß fast alles, was hier liegt, von einem Notar geschrieben worden ist. Lies die Briefe und gewöhne dich einstweilen an den Gedanken, mit Berta zu reisen. Ihr sollt das Mädchen aus Weimar holen und zu uns bringen. Du wirst deinen Rektor ersuchen, dir Urlaub zu bewilligen."

Die Mutter fragte den Senator, ob die Familien der Hamon und Sebald in früheren Zeiten verwandtschaftlich verbunden gewesen wären, und Thomas erklärte ihr, daß zuletzt eine Sebald im achtzehnten Jahrhundert einen Mann aus dem Hamonschen Hause geheiratet habe, der dann in Schweden Jurist gewesen und als Staatsrat dort gestorben sei. Zwei Söhne aus dieser Ehe fanden in Rußland Dienste. Sie hinterließen keinen männlichen Erben. Während das Ehepaar sich halblaut unterhielt,

Digitized by Google

hatte Onkel Ulrich die Schriftstücke gelesen. Nun gab er sie, dem Blick des Bruders ausweichend, zurück. Thomas ordnete die Papiere und schob sie in den starken Umschlag.

Niemand vermochte sich vorzustellen, wie sich das Leben im Hause Hamon künftig gestalten würde, wenn das blinde Mädchen unter ihnen weilte. Selten waren ihnen einmal auf der Straße Zöglinge der Blindenanstalt begegnet, wenn diese armen Wesen über die Straße geführt wurden. Man erinnerte sich, daß sie, hintereinander gehend, einen Strick gefaßt hielten.

Obwohl der Senator keinen Augenblick geschwankt hatte, die Waise zu sich zu nehmen, bangte er nun doch, die Blinde um sich zu sehen; seine herbe Lebensauffassung ließ ihm vorher schon gewiß erscheinen, daß ihn der Anblick dieses unglücklichen Geschöpfes stets an die dunklen Seiten des Daseins mahnen würde. Aber er sprach diese Befürchtung nicht aus, da er seine Frau davor bewahren wollte, trüber zu sehen, als vielleicht nötig war. Er verlor sich in Erinnerungen an den einstigen Jugendfreund Sebald, dem beide Brüder gleich nahegestanden waren. Frau Berta hatte weder Sebald noch seine Frau gekannt und hörte nun zu, wie diese Menschen im Gedächtnis der Brüder weiterlebten. So trennte man sich im Gefühl des Ungewissen der nächsten Zukunft.

An diesem Abend saß der Senator noch lange in seinem Arbeitsraum und beantwortete, sorgfältig jeden Punkt erwägend, den Brief des Notars. Vorher war der Tag bestimmt worden, an dem Ulrich mit Frau Berta reisen sollte. Nichts dürfte versäumt werden, den Willen des Verstorbenen zu erfüllen.

Verschlossen lag der Brief auf dem Tisch. Da erhob sich Thomas Hamon, trat ans Fenster und blickte in den Garten hinaus. Die Blüten der Obstbäume schimmerten

Digitized by Google

matt aus dem Dunkel. Den Blick erhebend, sah er dünnes Gewölk unter dem Mond vorüberziehen. An der Hofmauer gewahrte er den Lichtschein, der aus Ulrichs Arbeitszimmer fiel. Der Bruder schlief noch nicht; Thomas ahnte, was ihn wach hielt. Nachdenklich betrachtete er den hellen Fleck an der Mauer, da sah er wiederholt einen Schatten vorübergleiten. Ulrich wanderte droben im Zimmer hin und her. In langen Jahren an Zurückhaltung gewöhnt, bedachte Thomas auch jetzt, ob er sprechen oder schweigen solle. Ein bitterer Zug veränderte seine Miene. Droben wanderte der Bruder noch immer umher. Da entschloß sich Thomas, zu ihm zu gehen.

Nun lag die Treppe fast hinter ihm. Stehen bleibend überlegte er nochmal. Dann stieg er rascher empor, schritt leise über die Dielen des Vorraumes und klopfte an Ulrichs Tür. Der mußte unmittelbar davor gestanden sein, denn er öffnete sofort und schaute Thomas überrascht an.

„Du bist noch auf?"

„Ja, ich schrieb an den Notar. Es soll rasch gehen und doch nichts übereilt werden. Sebalds Tochter kann nicht bei fremden Leuten bleiben. Geschieht ihr etwas, so fällt mir die Verantwortung zu."

„Hast du einen früheren Tag zur Reise bestimmt?"

„Nein, es bleibt dabei, ihr werdet übermorgen fahren. Bis dahin ist der Notar unterrichtet, und du erhältst Vollmacht, in meinem Namen zu handeln."

Ulrich lächelte und sah dem Bruder lange in die Augen.

„Thomas, mir ist wieder zumute, wie in meiner Kinderzeit; du mußt wieder einmal auf dich nehmen, wofür man mich zu schwach hält. Aber jetzt sollst du dich auf mich verlassen können. Dein Amt fordert mehr Zeit als meine Tätigkeit. Ich will alles tun, jede Stunde, die mir

Digitized by Google

bleibt, gehört Klaras Tochter. Sie soll bei uns nicht verkümmern."

„Laß die Erinnerung an unsere Jugend ruhen."

„Fürchte nicht, daß ich dir danken will. Aber laß mich reden. Zu viel lastet auf mir seit den letzten Stunden. Weißt du noch, wie du mir jede Nacht meine leichtfertig behandelten Schulaufgaben nachgesehen und verbessert hast? Und wenn es recht schlimm stand, holtest du mich morgens zeitig aus dem Bett und brachtest es fertig, daß ich mein Pensum neu schrieb. Wohin wäre ich ohne deine stete Hilfe geraten? Ich kenne mich gut genug, um zu wissen, daß du mich dadurch nicht unselbständig gemacht hast, in mir ist der Wille immer schwach gewesen. Ich war einer von den Hamons, die auf Fortuna hofften, die Schutzgöttin unseres Hauses."

Ulrich trat dem Bruder näher und bot ihm einen Stuhl. Mit veränderter Stimme fragte er leise: „Darf ich von Klara sprechen? Willst du mich hören?"

„Wenn es dich beruhigen kann, ja."

Da brach Ulrich ungestüm aus: „Ich war deine führende Hand so gewohnt, so nötig war mir deine Gegenwart, daß ich alles verdarb, wenn ich allein gewesen bin. Du warntest mich vor Sebald, du sahst es kommen, wie Klara sich ihm zuneigte. Ich aber pochte darauf, daß ich ihr Wort besaß. Wärst du doch damals nicht fortgereist! Hätte ich dir gefolgt, sie wäre nicht von mir gegangen. Bis heute bin ich allein geblieben, weil ich nur mit ihr leben konnte. Noch höre ich jedes deiner Worte, wie du mir voraussagtest, warum ich sie verlieren müsse. Mein Trotz trieb sie dem anderen in die Arme. Und ich darf nicht einmal sagen, daß sie glücklich geworden sei. Bis heute habe ich dir verschwiegen, daß sie mir kurz vor ihrem Tod geschrieben hat, wie elend ihr Leben gewesen ist. Auch Klara

Digitized by Google

wußte, daß in dem Augenblick, wo du von mir gingst, mein haltloses Wesen sich in reizbarer Schwäche und Starrsinn überbot. Und noch etwas verschwieg ich dir. Ich schrieb damals Sebald, daß ich Klara ihres Wortes entbände, dachte ich doch nicht, daß sie mich aufgeben würde. So lächerlich überschwenglich glaubte ich an mich und das Glück. Nach diesem Bekenntnis an Sebald wandte Klara sich von mir ab."

Ulrich stand neben seinem Bruder. Jetzt neigte er sich zu dem Sitzenden herab und flüsterte ihm zu: „Kannst du dir denken, daß Klara mit dem quälenden Vorwurf lebte, das Schicksal habe ihr zur Strafe das blinde Kind beschert? Begreifst du nun, was ich empfand, als du sagtest, Agnes Sebald käme in unser Haus? Du sollst mich aber nicht schwach finden, ich will alles tun! Die Blinde soll keine Last für dich werden."

Thomas Hamon erhob sich und schob den Stuhl leise zurück. Keine Miene verriet, was ihn bewegte; nur in seinen Augen lag ein Ausdruck, der Ulrich an die ferne Knabenzeit erinnerte, wenn er, ihn gütig ermahnend, zur Arbeit ermunterte. Was sonst selten geschah, überraschte Ulrich an dem Tag nicht. Der Bruder reichte ihm die Hand.

„Geh jetzt schlafen, Ulrich. Gute Nacht!"

„Ich danke dir, Thomas! Ich wußte, daß du zu mir kommen würdest."

Langsam schritt der Senator über die Stufen der Treppe hinab. Mit der Lampe in der Hand stand Ulrich oben am Geländer. Unten angelangt, hob Thomas den Kopf, dann geschah noch etwas Ungewöhnliches: die Hand bewegend, winkte er freundlich hinauf.

In Weimar fanden Frau Berta und Ulrich die Tochter Sebalds nicht im Hause des Notars. Agnes konnte sich

Digitized by Google

Digitized by Google

dort nicht eingewöhnen; man hatte sie wieder in die elterliche Wohnung gebracht, und die ältere Tochter des Notars war ihr dahin gefolgt.

Das von einem Garten umgebene Gebäude lag außerhalb der Stadt. Auf dem Wege dahin schilderte der Notar das Wesen der Blinden, und Frau Berta vernahm, daß Agnes Sebald in manchem besser erzogen und gebildet sei, als normale Mädchen ihres Alters. Von einer Last, die sie erwartet hatte, konnte nach den Worten des Mannes nicht die Rede sein. Daß die Blinde still und träumerisch dahinlebte, suchte der Notar aus der Einsamkeit zu erklären, in der ihr Dasein in dauernder Nacht verging. Er überzeugte Frau Berta, daß es notwendig sei, die Möbel des Zimmers, in dem die Blinde zu leben gewohnt war, im Hause des Senators in möglichst gleicher Ordnung wieder aufzustellen; sie würde sich dann gewiß leichter in der übrigen fremden Umgebung zurechtfinden. Das Haus Sebalds und alles Entbehrliche der Einrichtung solle, seinem letzten Willen gemäß, verkauft werden. Alle Briefe und intime Familienpapiere, die nicht für Fremde bestimmt waren, habe Sebald verbrannt. Zuletzt erwähnte der Notar noch den Hund, der an die Blinde gewöhnt sei, und den man von ihr nicht trennen dürfe.

Vor der Umzäunung des Gartens angelangt, zogen sie die Klingel an der Pforte. Ein Hund bellte, rannte über den Kies des Weges heran und hinter ihm lief schnell eine schlanke, hellgekleidete Gestalt. Der Notar flüsterte: „Fräulein Agnes.“ Frau Berta blickte ihn überrascht an. Ulrich erschrak. Die Ähnlichkeit mit der verstorbenen Mutter traf ihn unerwartet.

Das Mädchen blieb wenige Schritte vor dem Holzgitter stehen und lauschte auf einen Laut. Der Notar rief: „Fräulein Sebald, ich bringe Ihnen Frau Berta

Digitized by Google

Hamon und ihren Schwager Herrn Ulrich Hamon, den Bruder Ihres Vormundes."

„Sie sind es, Herr Justizrat, ich öffne sofort."

Nun stand sie vor den Fremden. Man merkte kaum, wie sie leise tastend ihre Rechte hob. Frau Berta begriff, faßte die schmale Kinderhand und, von überwallender Empfindung getrieben, schloß sie das nicht widerstrebende Mädchen in die Arme.

Ulrich, der seitwärts stand, gewahrte ein leises Zucken um den Mund des blonden Mädchens. Vor Beklommenheit kaum atmend, betrachtete er die Augen und faßte es nicht, daß Agnes blind sein könne, sie unterschieden sich nicht von denen anderer Menschen. Schöner und milder erschienen ihm die ruhigen blauen Augen, als die der Mutter, nur dunkler war das Blau und die Pupille größer.

Frau Berta löste sich leise von dem Mädchen, der Hund hatte sich eifernd zwischen beide gedrängt. Agnes suchte wieder kaum merkbar mit der Rechten, und Ulrich ergriff sie. Ein leises Zittern der fremden Hand, die dann die ihre mit sanftem Druck umschloß, schien das Mädchen zu beunruhigen. Dann horchte Agnes auf den Klang der Stimme.

„Fräulein Sebald, ich kannte Ihre Mutter. Sie dürfen Freunde in uns sehen. Mein Bruder wäre gern mit uns gekommen, es war ihm nicht möglich. Auch er stand Ihrer Mutter einst nahe und war auch Ihrem Vater befreundet."

„Mein Vater erzählte mir viel Liebes von allen. Doch nun darf ich Sie bitten, mir ins Haus zu folgen."

Frei und sicher schritt das Mädchen eilig den mit Kies bestreuten Weg entlang, auf dem ihr die Tochter des Notars entgegenkam, die durch ihren Vater mit den Ankommenden bekannt gemacht wurde.

Digitized by Google

Frau Berta und Ulrich blieben zurück; betroffen sahen sie einander an. „Wir werden sie lieb haben wie ein eigenes Kind," sagte Frau Berta.

Ulrich verbarg seine Erregung nicht.

„Wir wollen alles tun, sie glücklich zu machen. Auch Thomas wird sie in sein Herz schließen."

Bei Tisch beobachtete Ulrich das blinde Mädchen fast unablässig. An der Wand hing ein Gemälde der verstorbenen Mutter, mit dem er das Gesicht der Tochter verglich. Es war doch ein Zug im Antlitz der Lebenden, der ihm die große Ähnlichkeit wieder fern rückte, bis ins Unirdische. War es die Reglosigkeit der Augen, die manchmal minutenlang, träumerisch versunken, nach einer Stelle gerichtet blieben? Manchmal schienen sie leblos, und doch fand er nichts Starres in dieser Ruhe, die auch dem Ausdruck des Gesichtes das Weltferne, Unsagbare gab. Erschauernd fühlte er zeitweilig die klaren, milden Sterne auf sich gerichtet. Gequält wandte er sich ab, er faßte es nicht, daß in diese Augen kein Lichtstrahl drang, daß sie nichts von der Welt sehen konnten. Ihre körperlichen Bewegungen erfolgten fast immer ungehemmt, es fiel kaum auf, daß sie im Vorbeigehen mit den Fingern über eine Stuhllehne strich, oder ein anderes Möbel mit dem Rücken der Hand flüchtig streifte.

Und bald begriffen Berta und Ulrich auch, daß es unnötig war, über Dinge nicht zu sprechen, die den Sehenden Augenfreude bereiteten. Agnes liebte unter Blumen auch solche, die nicht dufteten, sie strich mit den Fingern zart darüber, bezeichnete ihr Ansehen und nannte ihre Namen.

Im Laufe der Tage brachte Agnes noch allerhand herbei, das sie im Hamonschen Hause um sich zu haben wünschte. Ulrich reiste voraus, um dort alles instand zu

Digitized by Google

setzen, und Frau Hamon blieb so lange noch als Gast in Weimar.

Das Mädchen schloß sich ihr immer mehr an, und Berta fand es täglich bestätigt, daß ihre anfängliche Besorgnis, mit der Blinden richtig umzugehen, ohne sie im leisesten zu verletzen, unbegründet war. Nicht nur im Hause unter den gewohnten Verhältnissen, auch in den Straßen ging Agnes so sicher, daß Fremde nie auf den Gedanken gekommen wären, einer Blinden begegnet zu sein. Sie führte Frau Berta auf ihr unbekannten Wegen zum Haus Goethes am Frauenplan und auf schmalen Pfaden über das kleine Brückchen zum Gartenhaus an der Ilm. Dort war sie mit der Frau, die Fremden das Häuschen öffnete, gut bekannt und hatte allerlei Weimarer Geschichten von ihr gehört, die Agnes lebhaft wiederzuerzählen verstand.

Oft wunderte sich Frau Berta über das still-heitere Wesen des lieben Mädchens, das sich nicht merken ließ, ob ihr der Abschied aus dem väterlichen Hause schwer fiel. Und als dann ein Brief von Onkel Ulrich kam, der Agnes schrieb, sie könne nun mit Berta reisen und werde im Hamonschen Hause alles in gleicher Weise geordnet finden, wie es in Weimar gewesen sei, und daß man auch Hassans Hütte im Garten aufgestellt habe, drängte Agnes zur Fahrt.

Im Hause mit dem „Großen Glück" auf dem Giebel prüfte Onkel Ulrich immer wieder, ob in den Zimmern auch alles am rechten Ort stand. Im Wohnraum waren die Verhältnisse bis auf die Breite der Fenster fast gleich; nur das Schlafzimmer erwies sich als ein wenig schmäler und länger. In einer großen, schweren Vase standen mitten auf dem Tisch Blumen, und zum Fenster herein wehte warme Frühlingsluft. An einer der Wände hing

Digitized by Google

das Bild der Mutter des blinden Mädchens. Ulrich hatte sich überwunden, Sebalds Bildnis mitzunehmen, aber in Weimar hatte er vergeblich danach gesucht. Sinnend über den Wechsel der Geschicke, der ihm nach Jahren das Kind der geliebten Frau nahe brachte, blickte Ulrich das Bild an. Nie hätte er geglaubt, daß dies möglich werden könne. Und er gelobte sich, an Agnes gutzumachen, was er in närrischem Übermaß von Trotz an der Mutter gesündigt. „Das liebe Seelchen soll es gut bei uns haben," sprach er leise vor sich hin. Er horchte dem Wort nach, das ihm zum erstenmal über die Lippen kam, und wiederholte still: „Du liebes Seelchen."

Dann fiel sein Blick auf die kleine alte Uhr mit den Alabastersäulchen. Es war bald Zeit, in einer Stunde kam der Zug, und er wollte mit Thomas zur Bahn gehen.

Der Senator schien von dem Anblick des Mädchens nicht weniger überrascht. Agnes gab ihm die Hand, die er lange festhielt; etwas Beruhigendes mußte in dem sicheren Druck liegen, denn Agnes lächelte. Ulrich holte den Hund aus seinem Lattenpferch und mußte das vorwärtshaschende Tier, das ungestüm zu seiner Herrin drängte, kräftig an der Leine halten. Agnes sollte im Wagen heimgebracht werden, bat aber, gehen zu dürfen. Einem Wink seiner Frau sich fügend, die des Mädchens Hand leicht unter ihren Arm zog, schritt Thomas mit dem Bruder weiter. Den Platz überquerend, betraten sie nun eine hochgedielte Brücke. Die Schritte klangen hier anders. Frau Beate fühlte einen leisen Druck der Hand. „Wir gehen auf einer Brücke, die über den ehemaligen Festungsgraben führt."

Tiefer in die Stadt hinabschreitend, kamen sie an eine hochgewölbte Brücke. An der Brüstung blieb Agnes stehen und horchte auf das Rauschen des Wassers, das

Digitized by Google

drunten über ein breites Wehr brauste. Und noch ein paarmal hielt sie den Schritt an und lauschte, wenn fließende Brunnen in der Nähe waren.

Im Hause angelangt, stützte sich das Mädchen fester auf den Arm Bertas und stieg die breiten Treppen hinan. Barry ging neben ihr her. Onkel Ulrich geleitete sie oben zu ihren Zimmern.

Agnes betrat den ersten Raum, wandte sich zuerst dem Tisch zu, ging um ihn herum, hörte die Uhr ticken, die auf der Kommode stand, schritt dann, ohne zu stocken, dem Klavier und einem Schränkchen zu. Frei bewegte sie sich nun nach allen Seiten. Auch im Schlafraum, der außer dem Bett nur wenige Möbel enthielt, fand sie sich leicht zurecht. Horchend stand Ulrich im Zimmer. Da kam Agnes wieder herein. Er rief ihr zu: „Hab' ich alles recht getroffen?"

Da trat sie ihm näher und reichte ihm still die Hand. Diesmal mußte er einen größeren Schritt machen, um sie rasch zu erfassen. Im gleichen Augenblick erschien Frau Berta unter der Tür. Ulrich ließ beide allein. Seine nächste Pflicht war, Agnes zum Essen in den ersten Stock zu geleiten.

Nachher saßen sie im getäfelten Zimmer plaudernd um den großen Tisch. Barry kauerte zu Füßen der Blinden. Da läuteten um neun Uhr die Glocken auf allen Kirchtürmen. Agnes horchte, bis der letzte Ton verebbte. Das waren nicht die Glocken ihrer Kindheit, aber sie fühlte, daß sie ihr auch hier einmal weniger fremd klingen würden.

Nun begann für alle im Hamonschen Hause eine seltsame Zeit. Es schien, als sei ein kleines, sorglich zu hütendes Wesen unter ihnen, das seine ersten zagenden Schritte versuchte. Jedes bemühte sich, Agnes in dem weitläufigen

Digitized by Google

Hause zu führen, bis sie allein wagen durfte, ungefährdet überall hin zu gehen. Onkel Ulrich verbrachte jede freie Stunde mit Agnes. Er wußte bald alle Bücher, die sie kannte, holte aber immer wieder andere herbei, die ihr noch fremd waren, aus denen er ihr unermüdlich vorlas. Und das liebe Seelchen verlangte in seiner einsamen Nacht nach allem Schönen und nahm es beglückt in sich auf.

Aber sie blieb auch im Hause nicht müßig, und es gab vieles, das sie in der Küche so flink und gut verrichtete, wie es manchen Leuten mit sehenden Augen nicht besser gelang. Immer war sie gleichmäßig heiter, und von ihrem lieben, stillen Antlitz mit den großen blauen Augen, in die nie ein noch so schwacher Schimmer von Licht fiel, ging ein Frieden aus, der die Herzen der anderen Menschen stiller schlagen ließ. Der Senator, längst gewohnt, sein Gefühl zu verbergen, kam nie in die Nähe des Mädchens, ohne Agnes leise das Haar zu streicheln oder ein herzliches Wort zu sagen. Allmählich war es dahin gekommen, daß alle sie ihr „liebes Seelchen" nannten. Von ihrer Mutter, die, mit guter Stimme begabt, singen gelernt hatte, war Agnes in eigener Weise im Klavierspiel und Gesang unterrichtet worden. Und auch davon fiel ein Glücksschimmer in das stille Hamonsche Haus.

In Onkel Ulrichs Zimmern standen auf einem breiten Gesims und in Schränken eine Reihe von Gipsabgüssen und Bronzen. Er besaß einige echte antike Kleinplastiken und manches edle Renaissancewerk. Nie hatte er daran gedacht, mit Agnes darüber zu sprechen; er wußte ja, daß ihr die Welt des mit Augen Wahrnehmbaren verschlossen blieb. Neben seinem Schreibtisch stand auf einem Sockel in Augenhöhe der Abguß einer römischen

Digitized by Google

lebensgroßen Jünglingsbüste. Überrascht hörte er eines Abends Agnes fragen: „Gibt es Menschen, die so schön sind?"

Einen Augenblick dachte er in freudigem Schreck, sie könne ihr Augenlicht erhalten haben, kannte den eigenen Ausdruck dieser blauen Sterne nun aber doch gut genug, um den Gedanken abzuwehren. Ausweichend erwiderte er: „Die Natur bildet manchmal viel Schöneres als die Kunst."

Da bemerkte er, wie sie mit den Fingern die Formen des Bildwerks abtastete. Wie zu sich selbst sprach das Mädchen: „Der Mund ist so weich und doch so ernst; er sollte lächeln!" Dann glitten ihre Fingerspitzen über das pupillenlose Auge der Büste.

„Ist er blind?" fragte sie.

„Nein; in manchen Bildwerken ist das Auge so glatt behandelt."

„Es ist gar nicht glatt, es ist schön und weich gewölbt. So zart ist alles; zuerst meinte ich, es sei ein Mädchen."

Manchmal war Ulrich von dem feinen Tastsinn der Blinden überrascht worden, aber dies schien ihm doch unfaßlich. Wie unter einem Zwang handelnd, öffnete er seinen Schrank, entnahm ihm den zunächststehenden Abguß eines römischen Frauenkopfes und stellte ihn auf den Sockel, von dem er vorher die andere Büste weggenommen.

Agnes schien erfaßt zu haben, was vor sich gegangen war.

Sie trat wieder vor den Sockel und begann die Formen des Bildwerkes abzutasten. Lange beobachtete Ulrich das Mädchen, das ab und zu glücklich zu lächeln schien; ein Ausdruck war in ihrem Gesicht, den er sonst nur dann an ihr beobachtet hatte, wenn sie sich von einer Dichtung

Digitized by Google

ergriffen fühlte. Erstaunt hörte er zu, als sie begann: „Es ist eine Frau. Weder alt noch jung. Mehr kann ich jetzt nicht sagen. Darf sie da stehen bleiben?"

Ulrich faßte den Sinn der Frage; Agnes wollte offenbar wieder kommen, wenn sie allein im Zimmer sein konnte.

„Ja. Niemand wird sie wegnehmen."

Er war froh, daß die Stunde schlug, zu der sie sich unten zum Abendessen trafen, und ging mit Agnes hinunter.

Von einem Besuch bei dem Leiter der Blindenerziehungsanstalt zurückgekehrt, mit dem er über seine Beobachtungen an Agnes gesprochen hatte, ordnete Ulrich seine Sammlung. Die Blinde sollte nach und nach alles kennen lernen, denn ihr Verlangen nach Bildwerken schien unersättlich. Ihr ganzes Wesen schien verändert, ihre Mienen belebten sich, ihre Züge wurden immer schöner und im Ausdruck lebendiger, wenn sich die Formen der Köpfe und Körper ihrem Verständnis erschlossen. In ihrer Seele erwachte das Verlangen, eine Welt zu erfassen, die ihr zuvor unbekannt war. Manches Bildwerk trug sie in ihr Zimmer und saß stundenlang still davor, mit den Fingern die Formen nachfühlend. Und dann fing sie an, einzelne Köpfe, die ihr vor anderen Werken lieb geworden waren, in Ton nachzuahmen. Staunend erkannte Ulrich, der ihr alles dazu verschafft hatte, wie rasch sich ihre Fähigkeiten entfalteten. Es war, als ob nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten alles dazu drängte, sich triebartig und unhemmbar in plastischen Gebilden auszusprechen. Die Nacht, in der sie lebte, schien zu weichen und sich zu erhellen, je mehr sie von der Welt, die ihrem Auge verschlossen war, Form zu geben vermochte. Ergreifend war das Glück und die Freude, die

Digitized by Google

beim Schaffen in ihrem Antlitz schimmerten; das schöne Gesicht gewann an innerlichem Leben und Ausdruck, und oft kam es Ulrich vor, als sei das „liebe Seelchen" von einem fernen Stern zu ihnen herabgekommen.

Nachdenklich betrachtete Thomas Hamon die bildnerischen Versuche des Mädchens; ergriffen von der Macht eines Triebes, der dem blinden Geschöpf einen neuen Weg in das Leben erschloß.

Und dann brachte Ulrich einen Künstler ins Haus, dem er die Versuche zeigte, ohne zu sagen, sie stammen von einer Blindgeborenen; er bemerkte nur, daß sie ohne Unterricht entstanden seien. Thomas Hamon war vom ersten Augenblick an zugegen und wunderte sich über die Wirkung, die diese Arbeiten bei einem Kundigen hervorriefen. Wiederholt drückte der Künstler seine Überraschung aus. Der Wert dieser Bildnereien läge bei aller offenbaren Hilflosigkeit im Beherrschen der Form in etwas schwer Ausdrückbarem. Eine Seele von seltener Innerlichkeit spräche heraus, und damit sei klar, daß es sich im wesentlichen um künstlerischen Wert handle. Nachdrücklich empfahl er die Pflege dieser seltenen Anlagen.

Thomas Hamon dankte dem Künstler und ging.

Ulrich zeigte dem Gast seine Sammlung. Sie sprachen noch lange über einzelne Werke und trennten sich mit dem gegenseitigen Wunsch, künftig einander nahe zu bleiben.

Seit diesem Tage brachte Ulrich noch mehr wie vorher jede freie Stunde mit Agnes zu, die so unermüdlich bildete, daß sie nur noch selten sang oder Klavier spielte. Der Trieb zum Formen überwucherte jedes andere geistige Bedürfnis so stark, daß auch die Freude an Dichtungen schwächer ward. Nicht selten traf man das „liebe Seelchen" mit zartgeröteten Wangen und glücklichen Mienen eifrig arbeitend.

Digitized by Google

Der Senator hatte den Künstler gebeten, Agnes zu fördern, soweit es möglich wäre, und es zeigte sich bald, daß seine Hilfe glücklich war. Das Mädchen dachte beim Bilden nie daran, daß andere an ihrer Arbeit etwas Besonderes finden sollten; sie empfand nur die unaussprechliche Freude, an fremden Schöpfungen dem Fluß der Linien immer sicherer folgen zu können, sich nachtastend in ihre Schönheit einzufühlen und, selbst gestaltend, auszudrücken, was sich an Empfindungen in ihr regte.

Heimlich versuchte sie, ihr eigenes Gesicht abfühlend, ein Selbstbildnis zu formen, dem sie die Augen einer pupillenlosen Büste gab. An ihrem achtzehnten Geburtstag fand Ulrich einen leicht marmorgetönten Abguß dieser Arbeit auf dem Sockel neben seinem Schreibtisch.

Wehmütig und doch tief beglückt, saß er lange davor, sann über Vergangenes nach und dankte doch der Wandlung des Geschickes, die das liebe Kind ins Haus geführt.

Zwischen dem Senator und seinem Sohne bestand ein Verhältnis, das immer mehr zur Entfremdung führte. In Arnold kreuzten sich mannigfaltige Anlagen, seine zerfahrenen Willensäußerungen und ein unstetes Wesen stimmten den Vater bedenklich und bereiteten auch der Mutter bange Tage. In alten Familien geschieht es oft, daß man die heranwachsende Jugend irgendwie mit Gliedern des Hauses aus vergangener Zeit vergleicht. So bangt man davor, wenn sich im Enkel Züge zu erkennen geben, die dem Ahn einst das Leben erschwerten oder verdarben. Der ruhig Prüfende gewahrt in sich selber manche Anlage umso peinlicher, wenn sie ihm als öfter wiederholtes Merkmal in der Familie erscheint. Thomas Hamon hatte seit Jahren die wechselvollen Entschlüsse seines Sohnes in steigender Sorge beobachtet; er sah

Digitized by Google

voraus, daß sich an ihm ein Geschick zu erfüllen drohte, das schon einmal dem Hause fast verhängnisvoll geworden war. Seit früher Jugend von künstlerischem Trieb mehr vorübergehend heftig erfaßt und mehr beunruhigt als stetig erfüllt, fiel Arnold jede andauernde geistige Arbeit schwer, obwohl es ihm an Fähigkeiten nicht fehlte. Seit er an der Universität war, äußerte er seinen Unmut darüber, daß er Jurist werden sollte, und bereitete sich nun, seiner Stimmung nachgebend, zum ärztlichen Studium vor. Aber auch dabei wollte er jetzt nicht bleiben, wie er dem Vater geschrieben, er wünschte, einer früheren Neigung folgen zu dürfen und Bildhauer zu werden. Wenn er es der Familie wegen nicht bedenklich fände, ginge er am liebsten zum Theater. Als Schauspieler Erfolge erringen zu können, schien ihm gewiß, und die verlorenen Jahre wären so am raschesten einzuholen.

Tage waren vergangen, seit der Senator diesen Brief zum erstenmal gelesen hatte. Nun hielt er die eilig beschriebenen Blätter abermals in der Hand und las aufmerksam. Scheinbar klar und geordnet waren alle Gedanken entwickelt, und doch empfand der Vater die fliegende Hast, in der sie einander folgten. Es schien, als wären es Bekenntnisse, in der Absicht verfaßt, vor allem Wirkung zu erzielen. Sie muteten in der Gesuchtheit des Ausdrucks unwahrhaftig an, statt zu überzeugen, suchte Arnold zu überreden. „So schreibt jemand, der nicht von innen dazu genötigt ist," dachte Thomas Hamon, „das sind Ausbrüche eines unwahren Gefühls, kleine Schreiberkünste, denen man die Eitelkeit anmerkt." Peinlich berührt las der Senator eine Reihe von Sätzen. Dann legte er die Blätter fort und erhob sich. Um seine Lippen spielte ein weher Zug, als er leise vor sich hin sprach: „Advokatenkniffe, berechnet auf kleine Leute!" Und dann

Digitized by Google

erinnerte er sich vieler ähnlicher Züge, die er an dem Knaben und später an dem Heranwachsenden beobachtet hatte; immer stand er als Zuschauer neben sich und genoß, während er redete, den Eindruck seines Gebarens. Vielleicht schickten sich solche Eigenschaften zum Schauspieler. Gewohnt, ruhig und besonnen zu urteilen, bedachte er, was er dem Sohne erwidern könne, und fand es gut, noch einen Tag vergehen zu lassen, bevor er antwortete. Vielleicht war es am besten, er reiste in die nahegelegene Universitätstadt und redete mit ihm.

Sinnend am Fenster stehend, hob er den Kopf. Wieder zuckte ein kaum merkliches Lächeln um seine Lippen; er glaubte Arnolds Stimme zu hören, der draußen auf dem unteren Treppenabsatz sprach. Die Unrast mochte ihn hergetrieben haben, und er redete offenbar nur deshalb so laut, daß man ihn oben hören sollte. Der Senator faltete die Stirn. Aber nur einen Augenblick verdüsterte sich seine Miene; dann nahm sein Gesicht einen ruhigen Ausdruck an. Wartend blieb er am Fenster stehen. Nun klopfte es laut an die Tür. Arnold stand vor dem Vater, der sich umwandte, aber stehen blieb.

„Du hast meinen Brief gelesen, Vater?"

„Morgen wollte ich dich besuchen. Nun ist das nicht nötig. Es war zu erwarten, daß du kamst. Du liebst Szenen. Das ist nicht befremdlich und gehört wohl zu den Übungen für deinen neuen Beruf."

Arnold fand es gut, zu lächeln; er fühlte sich unsicher und suchte auszuweichen.

„Ich schrieb dir ja, daß ich ernstlich nicht daran denke, zur Bühne zu gehen."

„Man kann ja auch anderswo spielen, wenn man Lust hat, solche Künste anzuhören, aber ich bin dazu nicht geneigt; die Umstände sind zu ernst. Du willst nicht Arzt

Digitized by Google

Digitized by Google

werden? Es war dein freier Wille, und nun bist du auch damit fertig."

„Ich glaube nicht daran, daß ich ein guter Arzt werden könnte."

„Möglich. Nun denkst du einen freien Beruf zu wählen. Das ist bequem, denn man ist sein eigener Wertmesser. Eine Zeitlang wenigstens. Und wenn man versagt, bleibt immer noch das Gefühl, verkannt zu sein. Man kann auch so ein Leben hinbringen. Fast möchte ich dir zum Theater raten, da zeigte sich schneller, wohin der Weg geht."

Arnold war überrascht. Die ruhige Haltung des Vaters, der ohne Bitterkeit gesprochen, benahm ihm augenblicklich den Mut, zu erwidern; er fühlte sich beengt und suchte seinem Blicke auszuweichen.

„Man darf doch wünschen, glücklich zu werden."

Thomas Hamon lächelte und hob leicht abwehrend die Hand.

„Was ich dir jetzt sage, bliebe wohl besser ungesprochen, denn du mußt es für Altersklugheit halten. Glücklich willst du dich fühlen. Vielleicht bist du nicht geartet, dir selber zu schaffen, was du so nennst. In dir ist wieder einmal der Ahnherr erstanden, der mit ererbtem Geld dies Haus baute, das große Glück auf den Giebel stellen ließ und ihm vergeblich draußen nachjagte. Auch du glaubst an das Glück. Und warum? Du möchtest dich dem Leben entziehen, weil du dich ihm nicht gewachsen fühlst. Künstler möchtest du werden? Ja, das ist eine der feinsten Formen geschäftigen Müßiggangs für viele. Die dazu berufen sind — ich kenne solche Männer —, die reden nicht von Glück, ihre Arbeit verfolgt sie noch in den Schlaf. Von denen hast du keinen Zug im Wesen. Das soll dich nicht kränken, darum ist mir's nicht zu tun. Der

Digitized by Google

Spieltrieb in dir kommt nicht zur Ruhe. So warst du als Kind, von heute auf morgen in Stimmung wechselnd, so bist du auch jetzt. Etwas war immer in dir, das nach Zuschauern und Beifall verlangte, den du mit äußeren Mitteln heranzogst. Das treibt dich wohl auch zum Theater. Daran ist ein Zug, der beschämend sein müßte, wenn dir die Einsicht nicht versagt wäre."

In steigender Bitterkeit, die ihn erfüllte, sprach der Senator weiter; er bemerkte die Überraschung an dem Ausdruck, der Arnolds Gesicht scharf entstellte, und hielt nun nicht mehr zurück: „Du weißt nichts von meiner Jugend, dir ist unbekannt, mit wem ich in deinem Alter umging. Ich lernte solche Künstler kennen, die im Innersten die Natur von Jahrmarktsleuten besaßen, nur darauf bedacht, begafft und angestaunt zu werden. Sie waren nicht besser, als irgend ein armer Narr, der Messer verschluckte oder aus Gaudium von Kindern und Bauern Feuer spie. Was rede ich da!"

Ruhiger wandte der Vater sich dem Sohne zu. Leise sprach er weiter: „In deinem Wesen ist nichts, das dir erlaubte, Kunst mehr als zum Spiel zu treiben. Nie hab' ich dir das verwehrt, und auch jetzt noch denke ich nicht anders. Hart mag dir's klingen, wenn ich warne: darauf baut man kein Leben, keine Zukunft! Aller Irrtum ist Schuld; ich will und kann dich in deinem Irren nicht stützen und muß darauf bestehen, daß du dein Studium beendest, statt dein Leben in Träumereien zu verlieren. Was dir an freier Zeit bleibt, ist genug, deinem Trieb zu folgen, den ich nie hemmte. Auch künftig nicht. Wenn dich kränkt, was ich eben aussprach, verzeih mir, ich will nicht lügen. Täusche ich mich an deinem Wesen, so bin ich nicht klüger, als mancher andere Vater vor mir war."

Digitized by Google

Bleich stand Arnold da; kein Laut kam über seine Lippen. Dann wandte er sich um und ging still hinaus.

Im Zimmer hin und her gehend verlor sich Thomas Hamon in schmerzliche Grübeleien. Am Fenster stehen bleibend sah er in die Dämmerung hinaus. Dann machte er Licht und arbeitete angestrengt in seinen Akten.

Arnold saß allein in seinem Zimmer. Im Dunkel kauerte er in seinem Stuhl.

Da klopfte es an die Türe und nach einem gereizt klingenden Zuruf kam Onkel Ulrich herein. Er zündete eine Kerze an und dann die Lampe. Fünf Jahre jünger als der Senator und nur von mittlerer Größe, glich er dem älteren Bruder in keinem Zug. Er blieb vor dem jungen Mann stehen und sah ihn prüfend an.

„Du hast mit deinem Vater gesprochen?"

Arnold wehrte mit einer hilflosen Gebärde ab.

„Ich sagte dir voraus, daß er unerbittlich sein wird und verhehlte dir nicht, daß er recht hat. Wer könnte entscheiden, ob du zum Bildhauer berufen bist? Was wirst du nun tun?"

„Morgen reise ich ab und setze alles daran, mein Studium zu beenden. Es wird dann einen Arzt mehr geben, der besser getan hätte, etwas anderes zu treiben."

„Vergiß in deiner Verbitterung nicht, daß es dein Wunsch war, Arzt zu werden. Die meisten unserer Familie sind Juristen gewesen, wie dein Vater es ist. Ich bin ja auch ein Abtrünniger, dem man seinen Abstieg zum Philologen nicht verzeiht."

Arnold schritt durchs Gemach, griff da und dort ein Buch auf und legte es wieder weg. Dann begann er zu klagen.

„Was ich dir bekennen darf, muß ich vor Vater und Mutter verbergen, man hielte mich sonst für verrückt. Seit mir das Studium schwer fällt und ich kein Ziel

Digitized by Google

mehr sehe, fehlt mir der innere Frieden; ich kann nicht mehr denken und lernen. Weiß ich doch nicht, wofür ich mich mühe, die Unlust am Leben quält mich. Ich mußte versuchen, ob das nicht zu ändern ist. Nun fragt sich, ob ich ein Studium abschließen kann, an dem mir nichts liegt."

Arnold blieb vor einer kleinen, in Wachs modellierten Büste stehen, die er zuletzt gebildet hatte. Nach einer Weile wandte er sich erbittert ab. „Wenn ich in den Ferien heim komme, was besser nicht geschieht, will ich davon nichts mehr sehen; ich bitte dich, nimm alles fort. Irgend ein Winkel wird sich bei dir wohl noch finden. Vernichten mag ich nichts."

„Wäre auch vergeblich, Arnold. Die Erinnerung bliebe doch in dir, die du nicht ausrotten kannst. Der Vater verbietet dir ja auch nicht, deinem Trieb zu folgen; er begreift nur nicht, daß man ihm das ganze Leben opfert. Für ihn gibt es nur einen durch Examen abgeschlossenen Beruf, den er in deinem Fall als Notanker auffaßt. Und bedenke, du bist sein einziges Kind! Er würde es leichter nehmen, wäre noch ein Bruder da, der seine Hoffnungen erfüllen könnte."

So sprachen sie noch eine Zeitlang, dann entschloß sich Arnold, mit dem Abendzug abzureisen. Da er wußte, daß der Onkel ihn bitten würde, zu bleiben, stahl er sich heimlich fort. Nur die Mutter suchte er noch auf. So kam es, daß er Agnes nicht begegnete.

Gereizt und verbittert schloß sich Arnold fast von allem Verkehr ab. In diesem Jahre wollte er nicht mehr heimkommen. Wie es oft bei ihm geschehen war, übereilt zu handeln, so entschloß er sich auch jetzt wieder, in kürzester Frist zum Examen zu gelangen. Da er niemand um Rat anging, schien ihm möglich, alles in einem Anlauf zu überwinden. Die wenigen Briefe, die er an Onkel Ulrich

Digitized by Google

richtete, enthielten außer allgemein gehaltenen Andeutungen kein Wort darüber; er wollte auch von ihm nicht gehemmt werden und seine Absicht unbeeinflußt durchsetzen. So teilte er ihm kurz vor den Winterferien mit, er sei nun im Krankenhaus tätig, und auch der Mutter schrieb er im gleichen Sinn. Thomas Hamon war nahe daran, den Sohn aufzusuchen, ließ aber bald von dem Gedanken ab, da er gewiß war, Vertrauen nicht erzwingen zu können. So verging das Jahr, der Frühling kam, dem der Sommer folgte. Um Arnolds Aussichten stand es schlimm. Die überstürzte Eile, mit der er sich aus allen Beklemmungen zu befreien suchte, rächte sich; seine Hoffnungen auf einen guten Ausgang schwanden immer mehr dahin. Und dann kam der letzte Tag mit dem klaren Ergebnis: er hatte das Examen nicht bestanden. Da brach er auch körperlich zusammen und rief Onkel Ulrich zu sich.

Der blieb ein paar Tage bei ihm, stand ihm bei und schrieb einen langen Brief an den Senator. Die Antwort mußte nach seinem Verlangen ausgefallen sein, denn Ulrich beharrte nun darauf, mit Arnold heimzureisen. Er hoffte, daß Vater und Sohn sich doch einmal verstehen lernten, und mühte sich, Arnold die Art des Mannes in gerechter Beurteilung erkennen zu lassen. Mehr als vom Vater sprach Ulrich von Agnes, und Arnold vernahm den herzlichen Ton seiner Schilderungen mit Verwunderung. Es war also nicht nur die Mutter, die in ihren Briefen an dem Mädchen so viel zu bestaunen fand. Bevor sie heimfuhren, wanderten beide ein paar Tage durch die Fränkische Schweiz. Arnold sollte nicht ermattet und trüb nach Hause kommen.

Die Kirschenzeit war vorbei, Birnen und Äpfel färbten sich in der Sonne, die hoch am Himmel stand. Als Arnold

Digitized by Google

mit dem Onkel das Haus betrat, gingen sie zuerst in den Garten und fanden dort die Mutter mit dem blinden Mädchen. Arnold erwartete ein hilfloses Wesen zu finden, das wohl nur darum allen lieb geworden war, weil es überall der Leitung bedurfte.

Groß war seine Überraschung, als er die schöngebildete Gestalt erblickte, die dem Klang seiner Stimme prüfend lauschte. Seit langem redeten sich alle im Hause mit dem traulichen Du an, und die Mutter wünschte, daß auch der Sohn brüderliche Neigung zu Agnes bezeigen möge. So plauderten sie bald frisch miteinander, und bei Tisch entging es Arnold nicht, welche Wandlung sich bei allen durch die Gegenwart des Mädchens vollzogen hatte. Was ihm zuvor übertrieben und unbegreiflich erschienen war, begann er einzusehen. Aber trotzdem auch er die Augen der Blinden erstaunt betrachtete und nicht glaublich fand, daß sie damit nicht sehen konnte, empfand er doch immer ein leises, unerklärliches Unbehagen, wenn sie so eigen den Kopf neigte, sobald er sie ansprach. Noch seltsamer aber berührte ihn das Benehmen des Vaters, der, wenn auch nicht auffällig, doch jede Äußerung des neben ihm sitzenden Mädchens mit einer Miene aufnahm, die seine Neigung deutlich erkennen ließ. Zuweilen, wenn die Mutter Agnes ansah und mit ihr redete, fühlte Arnold Regungen einer dumpfen Eifersucht.

Im Spätsommer kehrte nach längeren Reisen die Hamons benachbarte Familie Walser zurück. Am ersten Tage trafen sich zuerst die Frauen und dann kam auch Regine Walser, ein lebhaftes, dunkelhaariges Mädchen, das mit Arnold aufgewachsen war. Die Mütter schienen unausgesprochen den Gedanken zu hegen, ihre Kinder einst glücklich vereint zu sehen. Sie wußten beide nicht, wie

Digitized by Google

Arnold und Regine zueinander standen, und daß sie sich zuvor öfter allein getroffen hatten. Von einem Vetter war Regine geschrieben worden, Arnold sei im Examen nicht durchgekommen, und das besonnene Mädchen benahm sich merklich kühl und zurückhaltend. Die trübe Stimmung des jungen Mannes verschlechterte sich, er begann Regine nüchterner zu betrachten, fand ihre braunen Augen grünlich, ihre Nase zu lang und die Unterlippe schien ihm bedenklich schmal. Und doch bewahrten ihn diese in übler Laune gemachten Beobachtungen nicht davor, sie in einem günstigen Augenblick zu bitten, ihn vor der Stadt zu erwarten. Sie gab ihm kein Zeichen und erzählte in übermütiger Stimmung, sie sei nur so lange fortgewesen, daß sie manche Straßennamen in der Heimat vergessen habe und manche Wege nicht mehr ohne Mühe finden könne. Man lachte darüber. Nur Arnold schwieg verdrossen; der geheime Sinn war ihm nicht entgangen.

Beim Fortgehen wußte Regine es so einzurichten, daß Arnold ihr nichts zuflüstern konnte. In den nächsten Tagen gab sie vom Fenster aus genau acht, wenn Arnold ausging, und eilte dann rasch herüber, um mit Frau Berta und Agnes zu plaudern. Kam Arnold dann heim, so bedauerte man, daß er nicht dagewesen sei. Suchte er sie in ihrem väterlichen Hause auf, so hieß es immer, Regine sei nicht da, man wisse nicht, welche ihrer Freundinnen sie besucht habe. So verging eine Woche und noch einige Tage. Was Arnold auch unternahm, mißglückte; er bekam das berechnende, launische Wesen nicht zu sehen. Es nutzte nichts, daß er in letzter Zeit viel in seinem Zimmer blieb; Regine schien zu gut unterrichtet und blieb offenbar absichtlich fern. Mochte sie bleiben, wo sie wollte, ihm fiel es nicht ein, ihr noch weiter nachzu-

Digitized by Google

spüren. So dachte er wohl, aber die erkünstelte Ruhe und Gleichgültigkeit hielt nicht an. Stunden kamen, in denen er sich vornahm, sie beim ersten Begegnen fühlen zu lassen, zum Spiel für sie nicht geschaffen zu sein. Und dann schien ihm sein ganzes Dasein unnütz und verdorben. Zornig erboste er sich über diese Närrin, wie er sie schalt, die sich ein Recht anmaßte, mit ihm zu spielen. Stand ja doch alles gegen ihn auf, warum sollte sie da nicht mithelfen, ihm das Leben zu verbittern.

Gegen Abend in der Dämmerung ging Arnold vor den Toren in einem Teil der Anlagen, die sich an der alten Wallmauer entlang zogen, spazieren. Da sah er von weitem zwischen niedrigem Gestrüpp Regine, die ihm entgegenkam; noch konnte sie ihn nicht bemerkt haben. Er blieb stehen und wartete; hier mußte sie an ihm vorübergehen. Nun trennten sie nur noch wenige Schritte; da trat er vor und zog den Hut. Gut gespielt war ihre Überraschung und die Harmlosigkeit, mit der sie ihn begrüßte, ohne ihm die Hand zu reichen.

„Du erholst dich von deinem Mißerfolg! Man sagt, du willst Versäumtes einbringen, da wollte ich dich nicht stören. Meinetwegen war es übrigens nicht nötig, dich zu übereilen."

Ihre Worte trafen ihn wie ein Schlag.

„Die Rede hast du dir wohl einstudiert, weil du sie so geschickt aufsagst. Wie geht denn der Spruch weiter?"

„Ich bin kein Kind mehr! Denke selbst, was ich will, und brauche mir nichts einzupauken. Glaube ja nicht, daß bei uns über dich viel geredet wird. Ein verunglücktes Examen ist ja kein Beinbruch."

Die Falte zwischen seinen Brauen verlor sich.

„Du bist weise wie eine Großmutter. Vor Wochen

Digitized by Google

kamst du mir schon so klug vor. Ich hab's nötig, mich belehren zu lassen."

„Hab' keine Lust dazu."

„Dann schließen wir Frieden. Gib mir die Hand. — Du willst nicht?"

„Nein."

„Gut. Dann bleiben wir aber nicht länger stehen. Von mir aus können wir auf dem kürzesten Weg heimgehen."

Arnold schritt mit verhaltener Erregung neben dem Mädchen her. Sie sprachen nicht mehr viel, und auch beim Abschied übersah sie seine dargebotene Hand.

Kaum war er allein, da ward ihm klar, was er versäumt hatte, ihr zu sagen, und darüber ärgerte er sich noch mehr, als über das unbegreifliche Gebaren Regines. Auch sie war ihm feindselig gesinnt, nun sollte sie aber auch sehen, wie wenig ihm an ihr gelegen war.

Da Arnold trotz Ulrichs Bitten an den Arbeiten des blinden Mädchens wenig Anteil nahm und seine Tage gereizt hinbrachte, erklärte ihm der Onkel, auch der Vater wünsche nicht, daß er nur über Büchern brüte, er solle sich erholen, um später wieder Mut zu weiterem Studium zu finden.

Wieder einmal sprachen sie über diese Dinge und Arnold wehrte fast heftig ab. „Ich will lernen. Mir ist alle Lust zu anderer Tätigkeit verleidet. Agnes hat ja ihren Lehrer, der nützt ihr mehr als ich."

„Binde dich nicht an übereilte Worte. Trotz ist nicht Stärke. Glaube mir, Arnold, ich habe ein trauriges Recht, dir diese Wahrheit zu sagen."

Jäh wandte sich Arnold ab. „Zum Spiel ist mir die Beschäftigung mit Kunst zu gut. Ich mag mich nicht hingeben, wo ich's nur halb tun darf."

Digitized by Google

Ulrich trat nahe vor Arnold hin. „Du bist verärgert und siehst alles falsch. Agnes spielt nicht, sie hat ein Recht zur Kunst. Sie ist verwandelt, seit sie diesen Weg fand. Musik und Dichtung boten ihr viel, aber sie lebt erst wahrhaft, seit sie zu gestalten versucht, wovon ihre Seele erfüllt ist. Warum sollen wir ihr dies Glück nicht gönnen? Laß die Verbitterung nicht Herr werden über dich, verdirb dir und uns allen nicht das Leben."

Da Arnold sich nicht mehr abweisend verhielt, zeigte ihm Ulrich alles, was die Blinde in Wachs und Ton geformt hatte. Zuletzt nahm er das schützende feuchte Tuch von einer Tonfigur ab. Es war eine schlanke Mädchengestalt, die mit enggeschlossenen Füßen, den Oberleib leicht zurückgebogen, und mit lose herabhängenden Händen dastand; den Kopf hebend, blickte sie empor. Überzart und feingliedrig, schien sie der leichtgewölbten Erhöhung entschweben zu wollen.

Am Schweigen Arnolds erkannte Ulrich, daß er begriff, hier äußere sich kein spielerischer Trieb. Und so sprachen sie ernst miteinander über das Glück des in ständiger Nacht lebenden Mädchens, das sich in ernstem Mühen Freude am Leben errang. Arnold versprach, seine Arbeit wieder aufzunehmen und Agnes alles zu bringen, was davon in seinem Zimmer stand.

Späte Tage und Wochen kamen voll Licht und Sonne. Agnes war stiller und doch heiterer; der Ausdruck stummen Leides, den Ulrich und Frau Berta in Weimar und manchmal in der letzten Zeit wieder besorgt an ihr wahrgenommen, verlor sich immer mehr. Ein lebendiges Mienenspiel veredelte ihre schönen Züge, und wenn sie oft noch im Zwielicht des Abends emsig bildete, belebte zitternde Erregung den Ausdruck ihres Gesichts.

Digitized by Google

Arnold modellierte eifrig. Seit Agnes wußte, daß er gleich ihr bestrebt war, zu gestalten, seit sie die Formen seiner Figuren und den Ausdruck seiner Büsten nachfühlend zu erfassen suchte, empfanden beide die reinste Freude.

An stillen Tagen, wenn das Museum der Stadt von wenigen Menschen betreten wurde, besuchten sie miteinander die Sammlungen plastischer Werke, und Arnold beobachtete das Mädchen, wie sich ihm neue Schönheiten erschlossen.

Der Vater verfolgte die Arbeiten Arnolds und verglich sie mit denen der Blinden. Oft sprach er mit Ulrich darüber, worin der Unterschied bestehen mochte, den er wohl gewahrte, aber nicht klar auszudrücken verstand. Er glaubte, die Arbeiten des Mädchens erschienen nur deshalb so ergreifend, weil sie von einem Wesen geschaffen waren, dem das Augenlicht fehlte. Darum wirke wohl auch das Unbeholfene ihrer Versuche tiefer auf das Gemüt, als die mehr durchgebildeten Arbeiten Arnolds. Man fühle sehr wohl die Grenze, die für Agnes gezogen wäre, so zu gestalten, wie dies doch nur einem Sehenden gelingen könne. Wüßte man nicht, daß eine Blinde sich bildnerisch versuche, so erschiene vielleicht alles kindlich und wertlos. Diese Unklarheit sollte durch das Urteil des Künstlers, der Agnes unterrichtete, ihre Lösung finden.

Der Senator ließ ihm bei seinem Bruder Arbeiten Arnolds zeigen, ohne zu sagen, von wem sie stammten. Nach eingehender Betrachtung lautete das ruhige Urteil: „Hier halten sich Begabung, frühreifes, ungeschultes Können, Geschmack und fast peinlich auffallende Geschicklichkeit einander die Wage. Talent ohne wesentliche Merkmale künstlerischen Empfindens."

Digitized by Google

Ulrich erschrak über den Ausdruck der Mienen des Bruders, der sich schweigend abwandte.

Wenn auch niemand Arnold merken ließ, wie hart die Enttäuschung über seine Zukunft empfunden wurde, seit er wieder im Hause war, so fühlte er sich doch unfrei und glaubte sich zurückgesetzt. Es gab Tage, an denen er nur zu den gemeinschaftlich verbrachten Stunden mit dem Vater zusammentraf und sich auffallend wortkarg verhielt. Feinfühlig erriet Agnes den Zwiespalt, wagte aber nicht zu fragen, weshalb Arnolds Stimme so befangen klang, wenn er mit dem Vater sprach. Sie sann oft darüber nach, warum sich fast alle anders benahmen, leichter und ungezwungener plauderten, wenn Arnold fehlte. Auch über Regine Walser dachte sie oft nach; das Mädchen schien ihr gleichfalls verändert, wenn Arnold zugegen war. Und auch in seinem Ton lag ein sonderbarer Klang, wenn er Regine antwortete.

Eines Abends saß Agnes in ihrem Zimmer und wartete auf Arnold, dem sie eine ihrer Arbeiten zeigen wollte. Sie wußte nicht, wie es mit der Zeit stand, und ließ die Uhr auf der Kommode repetieren. Sechsmal schlug das Hämmerchen gegen die silberne Glocke, dann folgte rasch noch ein dunklerer Ton der Viertelstundenglocke. Arnold hatte sie vergessen. Vielleicht saß er noch bei der Familie Walser, die ihn nun öfter zu sich gebeten hatte. Ob sie dort wohl unbefangener plauderten, als im Hamonschen Hause? Da lag immer ein leiser Zwang auf allen Gemütern. So oft Regine am Tisch saß, redete der Senator weniger als sonst, und auch Ulrich ging meist nach einem Vorwand weg. Blieben sie dann mit Frau Berta allein, so änderte Regine den Ton und bemühte sich, der Mutter Arnolds zu gefallen, den sie fast immer kühl abwehrend

Digitized by Google

und zuweilen doch in einer kindlich vertraulichen Weise behandelte, die ihn offenbar ärgerte. Das schien Agnes rätselhaft, und noch seltsamer war die Unruhe, die sie jedesmal quälte, wenn das Mädchen ins Haus kam.

Nun fiel unten die schwere Türe ins Schloß. Lauschend neigte die Blinde den Kopf; das waren die eiligen Schritte Arnolds. Ob er zur Mutter ging, oder heraufkam? Jetzt bewegte sich die Haustüre nochmal in den Angeln. Arnold blieb auf der Treppe stehen und horchte. Hinter ihm schritt Ulrich herauf. Sie begrüßten sich und Arnold folgte dem Onkel. Als er die Türe zu Agnes' Zimmer öffnete, sah er das Mädchen nicht gleich, die Blinde stand vor der Pfeilerwand im Zwielicht des Raumes. Arnold konnte das zarte Rot nicht bemerken, das ihre Wangen färbte. „Regine Walser läßt dich grüßen. Ich blieb länger als ich wollte. Nun ist's dunkel und ich kam zu spät. Man wird uns bald zum Essen rufen."

„Morgen ist's ja noch früh genug. Oder gehst du wieder zu Walsers?"

„Nein. Sie wollen eine kleine Herbstreise unternehmen. Ich sollte mitfahren, bleibe aber lieber hier."

Daß ihn das unbegreifliche Gebaren Regines zur Absage bestimmt hatte, wollte er nicht aussprechen. Da trat Agnes in die Mitte des Zimmers, blieb stehen und wandte sich dem Fenster zu, in dessen Nähe sie Arnold vermutete.

„Willst du mir sagen, warum du so anders bist, wenn der Vater mit dir spricht? Was steht zwischen euch? Ich möchte so gern, daß es anders wäre."

Arnold horchte auf. Die Frage kam unerwartet und traf ihn in einem Augenblick, in dem sein Gemüt erregt war. Vor kaum einer Stunde hatte Regine ihn deshalb ausgeforscht. Ihr verbarg er den wahren Grund. Sollte er auch jetzt wieder ausweichend antworten? War es die

Digitized by Google

Digitized by Google

Dämmerung, die ihn weich stimmte, oder der Ton der Frage? Er sann darüber nicht länger nach und erwiderte nach peinlichem Zögern: „Mich liebt niemand! Die Mutter wagt nur verstohlen zu zeigen, daß sie mich versteht. Auch Ulrich ist mir nicht bös gesinnt."

„Dein Vater kann nicht ungerecht sein; du mußt ihn gekränkt haben."

Arnold wollte rasch entgegnen, klagen und anklagen, so wie er es vorhin bei Regine getan, die ihn deshalb verspottete, aber er mochte nun nicht die gleichen Worte brauchen. Warum ihm das jetzt unmöglich war, begriff er kaum, aber er fand doch nicht den Mut, wahr zu sein. So begann er ausweichend: „Es ist so. Mich liebt niemand! Ich muß mich damit abfinden. Frage nicht mehr, ich kann nicht aussprechen, wie elend mir zumute ist. Ich gehe ja auch bald wieder fort. Und du kannst mir nicht helfen. Ich bin und bleibe der verlorene Sohn."

Agnes empfand den gezwungenen Ton nicht. Unruhig tastete sie mit der Hand nach Arnold, der ihre Rechte ergriff und leise sagte: „Du bist gut. Ich danke dir. Aber ..." Stockend flüsterte er: „Agnes! Könntest du mich lieb haben?"

„Ich darf nicht ja sagen, Arnold"

Da umfaßte er sie und zog das Mädchen an sich.

„Nun sollst du alles erfahren! Um deinetwillen will ich alles tun, um dich glücklich zu machen."

Eine Weile hielten sie einander schweigend umfangen. Dann rief Ulrich nach Arnold, der noch einmal ihre Lippen küßte und rasch das Zimmer verließ.

Ulrich feierte in diesen Tagen seinen fünfunddreißigsten Geburtstag; da es im Hause bei solchen Anlässen üblich war, im engsten Kreise still beisammen zu sein, lief alles

Digitized by Google

ohne besondere Vorbereitungen ab. Gegen Abend saß Ulrich allein in seiner Stube und las in einem Buche, das ihm der Bruder geschenkt hatte. Er schien nicht ruhig genug zu gesammelter Aufnahme, denn er überschlug manchmal mehrere Blätter, lehnte sich im Stuhl zurück und versank in grüblerisches Sinnen, das offenbar nicht von dem Inhalt dieses Buches angeregt war, in dem er las. Seit Wochen quälte ihn ein verworrener Gemütszustand, er fand keine Ruhe, so oft er an Agnes dachte. Vernahm er ihre Stimme, so glaubte er, ihre Mutter zu hören. Und seit kurzem war ihm erschreckend klar geworden, daß er sie nicht mehr ansehen konnte, ohne verwirrten Empfindungen zu unterliegen; er rang mit sich, diese Gefühle zu unterdrücken, denn er durfte sich ihnen nicht hemmungslos hingeben. Wenn er daran dachte, der Bruder oder Berta könnten seinen hilflosen Zustand erraten, überkam ihn ein peinigendes Schamgefühl; er sah Thomas vor sich, der ihn vorwurfsvoll an sein Alter und die Unmöglichkeit gemahnte, in Agnes mehr zu sehen, als das Pflegekind der verstorbenen Eltern.

Auch in dieser Stunde sann Ulrich über die Zukunft des Mädchens nach. Wenn er auch jeden Gedanken zu unterdrücken suchte, der seinen heimlichen Wünschen entsprang, so blieb doch immer die ernste Frage, bei wem die Blinde leben sollte, wenn alle anderen, die sie jetzt betreuten, einmal nicht mehr da waren. Thomas hatte angeordnet, daß sie in diesem Falle in ein Frauenstift eintreten müsse; ihr elterliches Erbteil sicherte ihr die Aufnahme. Dann mußte sie ihr Dasein unter Fremden verbringen. Ein anderes Ende war nicht denkbar; so blieb nur die Hoffnung, im Hause möge kein früher Todesfall ihr Schicksal bestimmen.

Ulrich klappte das Buch zu und ließ es auf dem Schreib-

Digitized by Google

tisch liegen. In der Dämmerung sitzend, hörte er dem langgezogenen Pfeifen der Schwalben zu, die sich zu ihrem Flug in ferne Länder vorbereiteten. Ein wehes Gefühl zielloser Sehnsucht trieb Ulrich an diesem Abend noch aus dem Hause. Er umwanderte einen Teil der alten Stadt und betrachtete die herbstlichen Farben der Bäume und Büsche. Äußerlich beruhigt kam er zur gewohnten Stunde heim und fand Frau Walser und ihre Tochter Regine als Gäste am Tisch.

Da man seit Tagen ein Gewitter erwartete und drückende Schwüle über der Stadt lag, ging man nach dem Essen in den Garten. Regine wählte ihren Platz neben Agnes, und es fiel auf, daß sie sich nur mit ihr unterhielt. Sie erzählte von ihren Reisen, verstand es geschickt, über alles Erdenkliche zu reden, und schien offenbar bemüht, Agnes für sich einzunehmen. Wenn Arnold versuchte, an dem Gespräch teilzunehmen, lenkte Regine die Aufmerksamkeit der Blinden ab und erklärte zuletzt in scherzender Weise, sie wolle allein mit Agnes plaudern.

So verging der Abend. Die schmale Mondsichel stand hell am Himmel, die Wolken blieben aus, und wieder war keine Abkühlung zu erwarten. Als man den Garten verließ, faßte Regine die Blinde unter den Arm und schritt mit ihr ins Haus.

Mit der Mutter und Frau Walser folgte Arnold ihnen nach, vergeblich sich mühend, die Sinneswandlung Regines zu begreifen, die Agnes bisher nie besonders beachtet hatte.

In dieser Nacht lag Arnold bei offenen Fenstern lange wach. Im Zimmer war es still und heiß, draußen regte sich nichts; nur manchmal hörte er die Kette leise klirren, wenn Barry die Hütte verließ und sich davor niederlegte. Zwischen Halbschlaf und Wachen schlichen in beklemmen-

Digitized by Google

der Unrast die Stunden dahin. Verwirrt fuhr er einmal auf; es war ihm, als riefe jemand Worte, die er nicht verstand, und zugleich sah er vor einer grauen Wand eine Gestalt, die sich reglos verhielt. Ob das Regine war? Ihre Stimme schien es gewesen zu sein, die er vernommen. Halbwach geworden, sah er das Glas eines gerahmten Bildes im Mondlicht schimmern und gewahrte flüchtig den unteren Teil des hellen Fensterausschnittes, und doch schien es ihm so, als stünde immer noch die unerkenntliche Gestalt vor der dunkeln Wand zu Füßen seines Bettes, die, langsam verblassend, entschwand. Er schob die leichte Decke fort, hob seinen Oberkörper, der wie von einer Last beschwert schien, und blickte nun schärfer nach der Stelle; dort war nun nichts mehr zu sehen. Um den Sinn der im Traum gehörten Worte sich mühend, gewahrte er nicht, wie er wieder zurücksank und leise hinüberdämmernd das wache Bewußtsein verlor. Nun schwebten zwei Gestalten an ihm vorüber; er strengte sich an, ihre Gesichter zu erkennen, aber es war zu dunkel; angstvoll starrte er der Erscheinung nach. Da glitten beide näher heran; aber nun stand nur eine vor ihm. Er hob die Hand, wollte die Gestalt erfassen, ihr zurufen, und fühlte, wie er ins Dunkel hinabglitt, tiefer und immer tiefer sinkend. Erschreckt kam er zu sich, da war ihm, als habe er eben „Tina" gerufen.

Das Blut pochte ihm ungestüm in den Adern; ermattet richtete Arnold sich auf, warf die Decke weg und verließ das heiße Lager. Langsam kleidete er sich an. Dann schrieb er ein paar Zeilen an Onkel Ulrich; er wolle den ganzen Tag wandern und käme erst nachts wieder heim. Gegen sechs Uhr ging er leise über die Treppen hinunter und eilte durch das Gartenpförtchen ins Freie. Als er an Regine Walsers Haus vorüberschritt, wagte er nicht den

Digitized by Google

Kopf zu erheben, um nach dem Fenster zu sehen, hinter dem sie schlief.

Agnes hörte um Mittag, Arnold sei fortgegangen, und wartete an diesem Tag vergeblich auf ihn. Still saß sie in ihrem Zimmer, und am Nachmittag folgte sie Frau Berta in den Garten. Gegen Abend kam Regine herüber. Als sie erfuhr, daß Arnold am frühen Morgen fortgegangen sei, huschte ein flüchtiges Lächeln um ihre Lippen. Lebhaft plauderte sie auch heute wieder mit Agnes; manchmal schien es Frau Berta, als ob zwischen beiden eine erwünschte Freundschaft entstünde, dann aber beobachtete sie überrascht, wie kühl prüfend Regine das Mädchen ansah. Auch Agnes schien mit feinem Gehör aus den Reden Regines einen Ton wahrzunehmen, der ihr nicht gefiel, denn sie antwortete oft zögernd und zurückhaltend. Regine erzählte Jugenderinnerungen, und so oft Arnold dabei geschildert wurde, geschah es in der kaum verhehlten Absicht, ihn irgendwie komisch erscheinen zu lassen. Einmal wirkte die Erzählung so greifbar übertrieben, daß Frau Berta, leicht verletzt, die Wahrheit der Geschichte bezweifelte. Regine erwiderte, wenn das nicht so gewesen sei, so wäre es doch möglich, daß Arnold sich in ähnlicher Lage so benommen hätte.

Später kam der Senator heim und suchte die Seinen wie gewöhnlich zuerst im Garten. Da fiel es Regine ein, sie müsse nun heimgehen, und sie verabschiedete sich.

In den nächsten Tagen saß Arnold fast immer in seiner Stube und traf Agnes nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten, die stiller als sonst verliefen.

Regine kam nun wieder öfter in das Hamonsche Haus; häufig blieb sie mit ihrer Mutter auch noch am Abend da und schien es nie unangenehm zu empfinden, wenn Arnold nach kurzer Zeit unter dem Vorwand, noch arbeiten

Digitized by Google

zu wollen, das Zimmer verließ. Sie neckte ihn wegen seines Fleißes, und nahm es scheinbar nicht übel, wenn er ihr manchmal nicht allzu höflich antwortete. Nur ihr Lachen gefiel der Blinden in solchen Augenblicken nicht.

Sonnenlose Spätherbsttage folgten einander; graue, schwere Wolken zogen langsam über die Dächer fort, und gegen das gebauschte Segel der Göttin des großen Glückes wehten scharfe Nordstürme. Im Garten fegte der Wind das welke Laub über das Gras und die Wege. Berta Hamon war an diesem Abend mit Frau Walser ins Theater gegangen; Regine, die sich nicht wohl fühlte, blieb zu Hause.

Gegen neun Uhr rüttelte der Wind heftig an den Fenstern, die in die in früheren Zeiten offenen Gänge nach der Gartenseite mündeten. Ulrich schloß im obersten Stockwerk die Fenster und sah dann auch in den tiefer gelegenen Geschossen nach. Im ersten Stock angelangt, erblickte er im Garten hinter einem Busch zwei Gestalten, die halb dahinter verborgen waren. Den Gang entlang gehend, blieb er überrascht stehen. Es war Arnold und Regine. In der dunkeln Ecke sich leicht vorbeugend, gewahrte er nun auch Agnes; sie trug eine Schüssel und wandte sich der Ecke zu, in der unter dem breiten Gang die Hundehütte stand. Das Mädchen versorgte das Tier jeden Tag; Barry war gewöhnt, abends sein drittes Futter zu erhalten.

Wie Ulrich jedes Wort vernahm, das die beiden hinter dem Busch sprachen, mußte auch Agnes alles hören; sie stellte die Schüssel auf den Boden und blieb, von den anderen ungesehen, im Dunkel. Arnold redete erregt; der Wortwechsel währte offenbar schon länger. Trotzig stand Regine vor ihm.

Digitized by Google

„Ich glaube dir nicht und lasse mich nicht täuschen! Du meinst, ich sehe nicht, daß die Blinde jedes deiner Worte mit einem Ausdruck anhört, der verrät, was in ihr vorgeht. Und du hast ihr ein Recht dazu gegeben! Leugne, wenn du willst, aber mich kannst du nicht irreführen."

„Sprich nicht so laut. Muß man dich denn hören? Warum glaubst du mir nicht?"

„Weil ich aus vielen Kleinigkeiten, die dir gleichgültig sein können, Gewißheit zog, daß du der armen Blinden den Kopf verdreht hast." Regine betonte das Wort „arme Blinde" geringschätzig; absichtlich verletzend.

Heftig wehrte Arnold ab. „Mir liegt nichts an ihr. Sie geht mich nichts an! Soll ich dafür büßen, weil du glaubst, sie beachte mich. Ich bin schuldlos. Und du bist eifersüchtig, um mich quälen zu können, Regine!"

Näher herantretend, suchte Arnold die Hand des Mädchens zu erfassen. Regine wich ihm aus.

„Weshalb arbeitest du nicht? Du hast wieder angefangen zu modellieren, weil du mit ihr tändeln, mit ihr schwätzen kannst."

„Onkel Ulrich bat mich darum. Seit Tagen rühre ich nichts mehr an."

„Das wird gut sein. Du sollst nicht nochmal durchfallen."

„Regine! Du vergißt dich!"

„Du mußt jemand haben, der dir die Wahrheit sagt. Willst du sie nicht hören, so gehe ich."

Arnold folgte dem Mädchen. Was er nun sprach, konnte Ulrich nicht hören; auch Regine redete leiser. Nur einzelne Worte klangen deutlicher. Dann schien der Streit zu Ende. Sie schritten nebeneinander über eine Grasfläche hin und das Mädchen duldete Arnolds Arm um ihre Schulter.

Digitized by Google

Ulrich trat in das Dunkel zurück und vernahm noch, daß sie sich küßten. Die Szene überraschte ihn weniger als der Vorwurf Regines, der Agnes betraf. Und doch schien die Eifersüchtige recht beobachtet zu haben, denn Agnes stand noch immer unbeweglich. Noch einmal beugte er sich vor und sah hinunter; dann raffte er sich auf und ging langsam ins Haus.

Als Ulrich aus dem Mittelzimmer in den Vorraum trat, schritt das Mädchen an ihm vorüber und wandte sich der nach oben führenden Treppe zu; ihr Gesicht konnte er nicht sehen, aber die müde Haltung, der schleppende Gang fielen ihm auf.

Bis oben die Tür ins Schloß fiel, blieb Ulrich stehen, dann suchte auch er sein Zimmer auf und wanderte unruhig hin und her. Ab und zu blieb er an der Tür stehen, öffnete sie halb und lauschte. Aber drüben, wo Agnes war, regte sich nichts.

Die Blinde saß aufrecht im Stuhl neben dem Fenster. Nur die Hände in ihrem Schoß bewegten sich unruhig; Schauer überrieselten ihren Körper. Fröstelnd zog sie die Schultern zusammen. Kein Laut kam über ihre Lippen. Sie hörte die Uhr schlagen und zählte. Neunmal traf der Hammer das silberne Glöckchen. Dann schlug die Glocke auf dem nahen Kirchturm; das Neunuhrläuten begann. Der Sturm verwehte die Klangwellen. Agnes wiederholte sich einzelne Worte, die sie von Arnold gehört, vernahm den verächtlichen Ton Regines. Aber die Starre, die über ihr lag, löste sich nicht.

Da schrak sie auf.

Die Uhr auf der Kommode pendelte langsam aus; geängstigt, klopfenden Herzens hörte sie das immer matter klingende Ticken des Pendels. Es war, als ob damit ihr eigenes Herz still stand. Jäh fuhr sie auf, tastete nach

Digitized by Google

der Türklinke, wankte über den Gang, die Treppe hinab, und lief auf die Straße.

Ulrich eilte aus dem Zimmer, mit der Lampe in der Hand suchte er Agnes. Nirgends war sie. Er löschte das Licht, lief hinab und rief dem Bruder; dann holte er Barry und verließ mit Thomas das Haus.

In dem Gewirr von schmalen Gassen und Gäßchen, bei dem mangelhaften Licht der Gaslaternen war Agnes nicht zu sehen. Ulrich überließ dem Hund die Führung und erzählte hastig dem Bruder, was geschehen war. Barry schien die Spur gefunden zu haben, über leicht abfallende Straßen hinunter lief er dem Fluß zu. Nun kamen sie bei dem alten Gerberhäuschen auf den offenen Platz, sahen den Fluß und die Holzbrücke, die über das Wasser führte. Agnes stand auf der Brücke, kaum hundert Schritte von ihnen entfernt. Ein dumpfer Aufschlag; sie verschwand in der dunkeln Flut.

Thomas watete vom seichten Ufer durch den Fluß, die Blinde wußte nicht, daß an dieser Stelle die Häuser quer vor dem Wasser aufragten, das sie seitwärts trieb. Thomas konnte sie fassen und trug sie heraus. In der Ecke, wo er die Ohnmächtige niederlegte, war es dunkel.

Ulrich lief nach dem nahegelegenen Platz, auf dem Droschken hielten; nach wenigen Minuten kam er mit einem Wagen zurück.

An der Hinterseite des Hauses in der schmalen Gasse hielten sie und trugen das Mädchen durch den Garten über die hintere Treppe in ihr Zimmer, kleideten das arme Seelchen aus, brachten die Fiebernde zu Bett und räumten die nassen Kleider fort. Dann rief Ulrich die alte Magd Katharina herbei.

Der Senator zog sich um, suchte einen Arzt auf und holte seine Frau aus dem Theater. Vor dem Bett der noch

Digitized by Google

immer Bewußtlosen trafen sie den Arzt. Seinen Worten vertrauend, beruhigten sich alle. In verhaltenem Kummer tröstete Thomas die besorgte Mutter; die Brüder wollten wach bleiben und Frau Berta rufen, wenn es nötig ward. Katharina saß bei der verhängten Lampe neben dem Bett des Mädchens. Der Senator war Ulrich in sein Zimmer gefolgt und blieb dort still in einer dunkeln Ecke sitzen. Von Zeit zu Zeit fragte Ulrich drüben nach, kam wieder zurück und sprach ein paar beruhigende Worte. So vergingen Stunden in schwerer Stille. Endlich brach Thomas das drückende Schweigen. Jedes Wort schien er lange bedacht zu haben.

„Ulrich, was du nun hören wirst, duldet keine Widerrede. Mühe dich nicht, zu vermitteln. Was ich sage, bleibt unabänderlich! Auch Berta wird umsonst bitten. Bin ich als Vater verantwortlich für meinen Sohn? Was heißt das: Bande des Bluts? Wer könnte mir fremder sein als Arnold! Sind wir die Väter unserer Kinder? Oder stehen in ihnen Menschen wieder auf, die längst dahin sind? Du weißt, ich bilde mir nicht ein, nach meinem Sinn müsse die Welt sich richten und Arnold solle in jedem Zug mir gleichen. Warum aber mußte ich als Vater nur der Mittler sein für ein Wesen, das in seiner Haltlosigkeit eine Wiederholung alles Schwachen ist, das in unserem Hause einmal war? Wir wissen genug von seinem Großvater, dem er mehr gleicht, als mir und seiner Mutter. Nicht zum erstenmal peinigt mich der Gedanke, warum ich diesen Menschen meinen Sohn nennen muß. Und wenn er in einer Stunde besserer Einsicht mich als Vater erbittert betrachtet, wo ist dann sein Recht, in mir die Quelle seiner Verzweiflung zu sehen? Was hat er von mir, von seiner Mutter? Das Leben. Sonst nichts. Denn in allem anderen ist er das Geschöpf von Menschen, die

Digitized by Google

hinter uns versunken sind und doch in ihm weiterleben. Ich klage ihn nicht an, denn ich bin mir des Unrechts bewußt, das darin läge. Nicht Selbstgerechtigkeit ist es, wenn ich sage, zwischen uns ist nichts gemeinsam, eher Kummer über die Einsicht solcher Fremdheit."

Im Zimmer hin und her gehend sprach Thomas Hamon noch lange weiter. Mit jedem Wort schwer um Klarheit ringend, verdüsterte sich doch sein Gemüt immer mehr.

Ulrich wagte nicht, ihn zu unterbrechen; ihn schauderte vor dieser unerbittlichen Abrechnung, die der Bruder rücksichtslos mit sich selber vollzog. Vor Ulrich stehen bleibend, fragte er: „Sehe ich nicht aus wie einer von den vertrackten Gerechten, die nur deshalb nach fernen, unfaßbaren Gründen suchen, nur um sich keiner Schuld zeihen zu müssen? Will ich mir nur darum ein Glied abschneiden, weil es mich schmerzt? Wenn ich auch ertragen wollte, Arnold weiter im Hause zu sehen, Agnes kann die gleiche Luft mit ihm nicht mehr atmen, und sie steht unter meinem Schutz, kann nur bei uns leben. Er hat an ihr elend gehandelt, unverantwortlich. Sie ist blind, ihr Seelenfrieden hätte ihm unantastbar sein müssen. Du wirst ihm klarmachen, daß er das Haus verlassen muß. Was mir als Pflicht ihm gegenüber erscheint, wird davon nicht betroffen. Vor Wochen war ich bei unserem Jugendfreund, dem Apotheker in Kulmbach; der alte Junggeselle will Arnold aufnehmen. Dort bietet sich ihm eine Zukunft. Der Entschluß steht bei ihm; er kann auch auf andere Weise versuchen, sich ein erträgliches Leben zu sichern, nur zu einem freien Beruf biete ich keine Hand, ich müßte denn wollen, daß er zugrunde gehen soll."

In der Stille, die nun folgte, hörten die Brüder das

Digitized by Google

Brausen des Windes, der gegen Mitternacht stoßweise prasselnden Regen gegen die Scheiben trieb.

Agnes lag noch immer regungslos in den Kissen; ihr Atem ging unstet. Gegen Morgen im Halbdämmer bemerkte Katharina leichte Bewegungen an dem Mädchen; die Lippen waren halb geöffnet und bebten.

Thomas und Ulrich standen am Bett; der Senator faßte die Hand der Fiebernden, sie war heiß und zuckte*. Sich niederbeugend, flüsterte er leise: „Agnes! Liebes Seelchen, hörst du mich?"

Er empfand einen schwachen Druck ihrer Hand; glücklich lächelnd wandte er sich Ulrich zu, zog einen Stuhl heran und blieb bei ihr sitzen, bis das graue Zwielicht vor dem helleren Morgen wich.

Aus dem Zimmer Arnolds trat Ulrich bleich und müde heraus. Nun war es geschehen; der Wunsch des Vaters erfüllt. Verstört packte der Sohn seine Koffer. Kein Trotz war diesmal in ihm. Scheu und beschämt hatte er dem Onkel, nachdem ihm nichts vorenthalten geblieben war, die Wahrheit gesagt. Er wußte, daß Agnes versucht hatte, aus der Welt zu gehen.

Auch diesmal schlich Arnold fort, ohne die Mutter zu sehen. Dem Vater wagte er nicht vor die Augen zu treten.

Gegen Mittag fand der Arzt die Fiebernde besser. Sie erkannte alle, die zu ihr kamen. Zwischen ihr und Thomas Hamon war in diesen Stunden ein hohes Gefühl gereift. Sie war sein Kind geworden. Frau Berta erfuhr erst nach Wochen, was in jener Nacht geschehen war. Sie verbarg ihren Gram um den verlorenen Sohn, der fern von ihr sein Leben verbrachte. Einmal besuchte sie ihn bei dem

* Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Apotheker, überzeugte sich, daß er willig tätig war und zufrieden schien. Vorsichtig lenkte sie das Gespräch auf Regine; sie dachte noch immer, ihre alte Hoffnung könne sich erfüllen. Arnold nahm ihr den Glauben. Regine hatte ihm geschrieben, nie dächte sie daran, ihr Leben in der Kleinstadt zu vertrauern. Im Hamonschen Hause sah man sie nicht mehr.

Agnes schien alles vergessen zu haben. Still tätig, wie früher, verbrachte sie ihre Zeit. Nur in einem war eine Wandlung geschehen. Zweimal am Tage ging sie fort, begleitet von Barry; mittags und abends holte sie den Senator aus seinem Arbeitsraum im Rathaus. Im Frühjahr wanderten sie am Abend miteinander durch die Straßen vor die Tore der Stadt. Ihre Hand leicht auf seinen Arm gelegt, schritt das liebe Seelchen neben dem großen, nun leicht ergrauten Mann dahin. Sie nannte ihn Vater und alles, was an Liebe in ihr war, wandte sich allein ihm zu.

Manchmal betrachtete Ulrich die beiden und dachte im stillen darüber nach, wie wunderlich im Leben die Schicksale sich gestalten. Der Bruder verlor einen eigenen Sohn, um eine fremde Seele dafür zu gewinnen, die sich ihm aus freier Wahl kindlich zuneigte.

Digitized by Google

Die Leute von Schloß Waldau

Roman von Emmy von Winterfeld-Warnow

Die Kastellanin des Schlosses Waldau hatte sich Schnee auf einer Schaufel hereingeholt, mit dem das Stubenmädchen den Teppich in ihrem Zimmer reinigen sollte, als ihr der Inspektor in den Weg trat und nach dem Schnee griff.

„Soll ich Sie mal mit Schnee waschen?" fragte er scherzend.

„Ich möchte es Ihnen nicht raten," gab sie halb lachend, halb ärgerlich zur Antwort. Ein sehr energischer Ausdruck prägte sich um ihren Mund aus. Da zuckte der Inspektor kläglich mit den Schultern, eine Bewegung, die er häufig machte. Und wenn er sich dann die Hände rieb und ein verlegenes Lächeln um seine Lippen zog, dann konnte man ihm nicht böse sein. Wenn dieses Gesicht auch durchaus nicht schön war, so hatte es doch einen unendlich gutmütigen Ausdruck und ein Lächeln, das, halb wehmütig, halb schelmisch, unwillkürlich auch die Frau Kastellanin besänftigte.

„Na, Kohlmännchen," sagte sie schnell versöhnt, „es ist nicht so bös gemeint! Ich kenne Sie ja und weiß, daß Sie das Necken nicht lassen können. Haben Sie was Neues zu erzählen?"

„Ja, und wichtig vor allem auch für Sie! Der Herr kommt morgen, und die junge Frau mit dem Kindchen und der Amme folgen vielleicht schon übermorgen nach."

„Gott soll mich bewahren! So plötzlich? Im Saal sind noch die Maler, das Schlafzimmer ist ausgeräumt, und der Garten sieht auch noch so wüst aus! Nur gut,

Digitized by Google

daß die Schlachterei gerade vorbei ist, so habe ich wenigstens was zu essen für alle. Kohlmann, bestes Kohlmännchen, schicken Sie mir schnell einige Leute zum Einräumen der Möbel!"

„Gern, Frau Kastellanin, stets zu Ihren Diensten!"

Mit einem Ruck drehte sich der Inspektor um und trabte mit raschen Schritten durch den Schnee über den Hof auf die Scheunen und Wirtschaftsgebäude zu.

Frau Kastellanin sah ihm lächelnd nach.

Seine Beine waren unbedingt zu kurz geraten gegen den langen Oberkörper. Das sah bei seinen eckigen Bewegungen oft wirklich komisch aus. Halblaut sagte sie: „Gut ist er aber doch und immer zu jeder Hilfe bereit. Nun aber rasch zu den Mädchen! Das steht immer und guckt hier und schwatzt da! Aber voran kommt keine."

Eilenden Schrittes ging sie den langen Gang, wo sie gestanden hatten, entlang und dann über eine Wendeltreppe hinunter in die Küche.

Als sie das untere Geschoß erreicht hatte, fand sie die Mädchen, wie sie erwartete, ziemlich müßig herumstehen. Das Stubenmädchen hüllte sich fröstelnd in ein großes Tuch. Ein Küchenmädchen schien irgend eine Neuigkeit erzählt zu haben, es verstummte plötzlich. Der Kutscher lehnte in behaglichster Stellung an der Tür und liebkoste einen schönen braunen Jagdhund. Und die kleine Mamsell sah aus, als wollte sie gerade für sich allein ein Tänzchen versuchen.

Als die Frau Kastellanin in der Tür erschien, stoben sie auseinander.

„Wie es scheint, alle sehr fleißig," sagte sie ruhig. „Mamsell, ist das Fleisch auf dem Feuer?"

Mamsellchen wurde etwas rot und wandte sich schnell nach der Speisekammer.

Digitized by Google

„Line, Sie haben wohl mein Schlafzimmer fertig, nicht wahr?"

Line zog ihr Tuch fester um die Schultern und suchte ihren Besen. Im Vorbeigehen flüsterte die derbe Küchenmagd ihr zu: „Hüt döcht se nich! Ick kenn se, wenn se dat Gesicht upsett!"

Bis dahin hatte Frau Kastellanin ruhig gesprochen, aber es war, als ob sie das Geflüster gehört hätte, jetzt war es mit ihrer Ruhe vorbei. Sie trat an den Herd und ergriff einen Kochtopf. „Hanne, wie sieht der Topf aus! Darin steht noch der Rest Milchsuppe von gestern mittag. Augenblicklich wird er rein gemacht! Und was tun die Ringe hier oben auf dem Herd?" Hanne hängte sie eilig an den Ständer.

Ach, sie hatten so schöne Nachrichten aus dem nahen Städtchen bekommen. Dort sollte eine Schauspielergesellschaft eingetroffen sein. Sie hatten die köstlichsten Pläne gemacht, wie sie am nächsten Sonntag zusammen hin wollten. Nun aber mochte keiner die Gestrenge fragen. Unter anderen Umständen hätte sie es sicher erlaubt, denn im Grunde war sie doch gutmütig. Aber heute morgen schien das Barometer auf Sturm zu stehen.

Nachdem die Speisekammer nachgesehen war, trat sie zurück in die Küche.

Hanne scheuerte eifrig ihren Kochtopf und erschrak, als die Frau Kastellanin plötzlich dicht neben ihr stand und sagte: „Ja, Hanne, es wird noch mehr zu putzen geben in diesen Tagen."

„Aber, Frau Freimut, ich halte doch sonst meine Sachen immer rein, nur heute hatte ich so viel . . ."

„Zu erzählen," unterbrach die Kastellanin rasch das Mädchen.

Hanne sah ängstlich um die Ecke, ob sich etwa noch

Digitized by Google

irgendwo ein vergessenes Stück vorfände. Doch so schlimm wurde es nun aber doch nicht. Die Gestrenge fing an zu lachen. „Na, hab' keine Angst, Hanne! Die Herrschaft kommt morgen, das ist der Grund."

„Morgen!" Hanne und Mamsell wandten sich beide überrascht um. „Auf einmal schon morgen?"

„Und de Lütte kümmt mit?" fragte Hanne.

„Freilich, ich bin auch neugierig. Es soll ein hübsches Kind sein."

Von draußen erschollen Männerstimmen. Zwei Knechte schleppten eine Kiste herein. Ihnen folgte der Inspektor und sagte schmunzelnd: „Hier bring ich schon die Vorbotin, die Witwe Cliquot. Wo soll ich damit hin?"

„Was? Die Witwe Cliquot!" schrie die kleine Mamsell entsetzt. „Wo ist sie denn! Um Himmels willen doch nicht in der Kiste?"

Hanne stand mit offenem Mund und starrte den Inspektor an. Der lächelte so recht behaglich über seinen Witz.

„Aha, Mamsell kennt die Dame nicht? — Kennt wohl keinen Champagner?"

„Ach so," sagte sie enttäuscht. „Da sind Sektflaschen drin! Na, Herr Kohlmann," fügte sie beleidigt hinzu, „Sie trinken den Champus doch auch nicht alle Tage."

„Alle Tage nicht, wohl aber habe ich ihn einmal getrunken, echten Sekt, und sogar an der Quelle. Ja, ja, Frau Kastellanin, Sie sehen mich so ungläubig an? Jawohl, ich trank ihn an der Quelle bei Kloß und Förster!"

„Ach so, als Sie im Unstruttal waren!"

„Ja, da wurden wir überall herumgeführt und durften so viel trinken, wie wir wollten. Ach, es war köstlich, aber auch sehr bös! Denn da wir nichts vorher gegessen hatten, wurden wir fast alle ein bißchen mehr oder

Digitized by Google

weniger unzurechnungsfähig, und es gab für viele nachher noch allerlei Geschichten."

„Und wie ging's Ihnen?"

„Mir?" Er sah ein wenig verlegen aus. „Ich hatte mich vorher noch rechtzeitig ins Sichere gebracht und schlief mich gründlich aus."

Die Kastellanin lächelte verschmitzt. Sie wußte, daß der gute Kohlmann nicht viel vertragen konnte. Rasch wandte sie sich zu den Mädchen.

„Das war nun eine Unterbrechung! Jetzt heißt's doppelt fleißig sein. Kommen Sie, Herr Kohlmann, wir wollen den Wein in den Keller bringen."

Sie ergriff das große Schlüsselbund, das ihr immer zur Seite hing, steckte ein Laternchen an und ging mit dem Inspektor nach dem Weinkeller.

In der großen Küche sah es einige Tage später anders aus. Herr Kohlmann saß mit der Handharmonika dort und spielte zum Tanz. Den Kopf leicht schräg geneigt, sah er mit verliebten Blicken auf sein Instrument hinab und horchte wohlgefällig den Tönen, die er ihm entlockte.

Über dem Feuer in einem großen Kessel brodelte der Punsch. Frau Kastellanin stand am Herd und goß ihn in Kannen, eine für die Gutsarbeiter, eine für die Mägde, eine für die Hausleute. Man feierte die Ankunft der Herrschaft.

Bis jetzt trat noch keiner zum Tanz an. Nur die kleine, kokette Mamsell drehte sich im Walzerschritt und warf verliebte Blicke zum Inspektor hinüber. Er bemerkte das aber gar nicht, bemerkte auch nicht die schöne rote Schleife, die sie sich ins Haar gesteckt hatte. Er sah nur hin und wieder zur Kastellanin und dann wieder auf

Digitized by Google

seine Harmonika und zog und zog mit dem größten Eifer.

In einer Ecke der Küche standen der Kutscher Johann, Line und Hanne im eifrigsten Gespräch.

„Na," sagte Johann, „wie ist's denn, Line, Sie müssen doch wissen, was das für ein Fräulein ist, was da mitgekommen ist. Ich sah sie ja nur einsteigen. Aber daß sie ein bißchen anders ist als unsere Gnädige, das merkte ich doch gleich."

Hanne fragte: „Wie sieht sie denn aus? Anders wie 'ne andere Dame?"

„Bewahre," sagte das Stubenmädchen und sah dabei überlegen herab auf die derbe Küchenfee. „Sie sieht gerade so aus wie jede Dame, nur ein bißchen forscher."

„Na, also genau beschrieben, wie ist sie?"

„Genau willst du das wissen? Nun, sie hat eine mittelgroße, ziemlich volle Figur, rasche Bewegungen, ein paar schöne dunkle Augen und volle rote Lippen."

„Dann sieht sie ja beinahe aus wie ich," meinte Hanne. Die Bemerkung wurde mit schallendem Gelächter der beiden anderen beantwortet.

„Die Hauptsache haben Sie ja vergessen, Line," sagte Johann, als er sich über den Gedanken beruhigt hatte, daß das elegante Fräulein, das da von Berlin mitgekommen war, aussehen sollte wie ihre gute, dicke Hanne. „Sie hat ja Haare wie ein Junge."

„Ja, sie trägt, was meine Gnädige nennt, einen Tituskopf."

„Was? Einen Tituskopf? — Jee, was is denn das?" rief Hanne.

Line belehrte sie: „Was das ist? Wenn man sich die Haare abschneidet, das heißt man Tituskopf. Es soll von einem alten Römer herkommen, aber Typhus ist auch

Digitized by Google

manchmal dabei, wenn's nämlich von Krankheit herkommt, daß die Haare ausgefallen sind."

„Gotte doch, was die Leute verrückte Worte haben," verwunderte sich Hanne. „Also gar kein Haar hat sie," sagte sie dann verächtlich, und gleichmütig fügte sie hinzu: „Na, dann ist sie doch nicht schön!"

Line zuckte die Schulter: „Sie verstehen aber auch rein gar nichts! Haar hat sie wohl! Kurze, braune Löckchen! Und dann wirft sie den Kopf immer so zurück, wenn sie lacht, daß alle die Löckchen fliegen, und sie lacht oft. Und eine Künstlerin oder so was von der Sorte soll sie sein. Ich kann mir aber gar nicht denken, daß unsere Herrschaft hier so ein Theaterfräulein herbrächte, deshalb weiß ich auch noch nicht, was sie eigentlich ist. Und dabei tun sie so schön mit ihr. ‚Liebe Ottilie' oder ‚mein Herz' sagt die Gnädige, und ‚Fräulein Ota' hier, ‚Fräulein Ota' da, geht's immerfort bei dem Herrn."

„Na, na, na," sagte bedenklich und achselzuckend Johann. Als aber Hanne fragte: „Wat is denn?", da erwiderte er rasch: „Ach, gar nichts. Horch, hört ihr nichts?"

Alle lauschten. Die Frau Kastellanin legte die Füllöffel hin und bat: „Herr Kohlmann, einen Augenblick!"

Erstaunt hörte der Inspektor zu spielen auf. Aber sein Gesicht verklärte sich, als er merkte, weshalb seine gute Freundin ihn bat, die Musik zu unterbrechen. Von oben herab hörte man die weichen Klänge einer Frauenstimme. Wie gebannt horchen alle. Das war eine andere Musik als Herrn Kohlmanns Harmonikaspiel. Das klang wie eine Engelstimme, und es war ein ernstes, feierliches Lied, das gesungen wurde.

„Das ist sie," flüsterte Line. Das Lied verhallte. Nur noch leise Akkorde der Klavierbegleitung machten den Schluß.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit erklang die Stimme wieder; diesmal hell und lustig. Es war ein Tirolerliedchen; frische Jodler ertönten. Und das Singen klang nun so übermütig, so ansteckend lustig, daß Johann die Line um die Taille faßte und sie im Tanz schwang, während Mamsellchen den gerade eintretenden Pferdeknecht ergriff und den Ahnungslosen herumwirbelte.

Das hielt nun aber Herr Kohlmann nicht aus. Mit einer steifen Verbeugung und sehr komischer Grandezza forderte er die Kastellanin auf. Und als auch diese tanzten, fand es Hanne unfaßlich, daß niemand für sie übrig blieb, empört rief sie: „Ne, dat's to dull! Denn danz ick alleene!"

Und dahin schwebte sie, daß die Röcke flogen.

Plötzlich ertönte ein Glockenzeichen.

„Line, es hat geklingelt!"

Die Frau Kastellanin hielt aufatmend inne und sah fast verlegen aus, daß sie ihre Würde für einen Augenblick so vergessen konnte.

Als Line eintrat, rief Herr Waldau, ein großer, breitschulteriger Mann mit frischem Gesicht, aus dem ein Paar lustige Augen hervorblitzten: „Line, Champagnergläser und eine Flasche Sekt, die Frau Kastellanin wird es Ihnen geben!"

„Aber Fritz," bat die junge, zarte Frau, die im Sessel lehnte, „wozu denn?"

„Solche Leistung muß belohnt werden!" rief ihr Mann feurig. „Das Lied fordert den perlenden Trank!"

„Ach, Fritz, was soll das für uns allein?"

„Warum nicht für uns allein? Da schmeckt es erst recht, nicht wahr, Fräulein Ota?"

Sie lachte, daß die weißen Zähne blitzten. „Wir Künstlerinnen sind immer durstig."

Digitized by Google

Die junge Frau seufzte leise, sagte aber nichts mehr dagegen. Sie wußte, wenn ihr lebhafter, fröhlicher Mann erst einmal solchen Gedanken ausgesprochen hatte, mußte er auch ausgeführt werden. Sie lehnte sich zurück und lächelte freundlich. „Nun denn, wie ihr wollt! Doch, Line, dann bitten Sie auch die Frau Kastellanin, heraufzukommen. Wir wollten mit ihr anstoßen, um ihr zu danken, daß sie uns so gut das Haus bewahrt hat in unserer Abwesenheit."

Eva Waldau ist eine schlanke, zarte Erscheinung, klein und fast schmächtig. Goldblondes Haar umgibt das reizende Antlitz mit den Farben, die wie bei einem jungen Mädchen bei jeder Erregung kommen und gehen. Fast scheint die Fülle des Haares, die in einem dicken Knoten auf dem Kopf liegt, zu schwer für sie zu sein. Es sieht aus, als wäre sie die Ursache, daß die junge Frau den Kopf stets ein wenig niedergebeugt hält, was sie mädchenhaft anmutig erscheinen läßt.

Eva Waldau ist ja auch noch eine junge Frau und Mutter, kaum zwanzig Jahre alt. Auf dem Lande aufgewachsen, hat noch nichts erlebt vor ihrer Verheiratung. Ihr Mann war ihre erste Liebe; ihr Kind ihre ganze Welt. Ihr Haushalt ihr Lebensberuf.

Das Leben hat Ottilie anders geführt. Und wer mehr Reiz auf den Mann ausübte, war leicht zu erkennen, trotz Evas lieblicher Weiblichkeit und Anmut.

Ottilie Nieden hat ein bewegtes Leben hinter sich, wenn sie auch erst zweiundzwanzig Jahre zählte. Sie stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie Lübecks. Als sie zehn Jahre alt war, mußte der Vater seinen Bankrott erklären und ging fort. Man sagte später, er sei nach Afrika gereist und dort verschollen. Die Mutter starb aus

Digitized by Google

Kummer. Dem plötzlichen Wechsel von Glück und Wohlstand zu Armut und Not war Ottiliens leichtlebige Natur nicht gewachsen. Freunde des Mannes nahmen sich der Kinder an. Zwei Knaben wurden in Pension gegeben, und ein reiches, kinderloses Ehepaar nahm die kleine Ota zu sich. Sie wurde in die beste Schule geschickt, mit Sorgfalt erzogen, und doch gab sie sich nicht ganz mit Liebe den Pflegeeltern hin. In ihr lebten noch zu viele Erinnerungen an die eigenen Eltern. Sie erwartete die verhätschelnden, oft übertriebenen Liebesäußerungen der eigenen Mutter von der ruhigen Natur der Pflegemutter und konnte sich in die strenge Ordnung des Hauses nicht finden.

Da änderten die Pflegeeltern den ursprünglichen Plan, sie ganz bei sich zu behalten. Sie ließen sie von den besten Lehrkräften ausbilden und das Lehrerinnenexamen machen. Nun konnte sie Erzieherin werden. Ottilie war froh, als sie eine Anstellung fand. Sie wollte ja frei sein, sich selbst den Lebensunterhalt verdienen. Wollte nicht für alles danken müssen, was sie erhielt. Sie atmete auf, als sie nun selber erziehen konnte. Aber lange hielt das Gefühl, nun frei und unabhängig zu sein, nicht an. Bald empfand sie drückend, daß sie auch hier gebunden war. Freilich konnte sie sich ihre Kleidung nach eigenem Geschmack und Willen kaufen, aber das war auch wohl alles. In ihrer Stellung war sie erst recht gebunden. Die Kinder waren nicht leicht zu behandeln, und der Unterricht bereitete ihr viel Mühe. Das junge, lebensdurstige, schöne Geschöpf sehnte sich heraus aus ihrer Tätigkeit und fing an, sie als Joch zu empfinden. Wie vorher die Abhängigkeit von den Pflegeeltern.

Und wieder schmachtete ihre nach Glück und Freiheit dürstende Seele wie im Gefängnis.

Digitized by Google

Da kam die Einladung einer Schulfreundin nach Berlin. Sie erhielt Urlaub und machte sich glückselig auf die Reise. Wie sie staunte über die Großartigkeit, das Leben und Treiben der Stadt. Was kannte sie denn von Lübeck her? Und dann war sie ja gleich aufs Land in die Schule gekommen. Nun lockte sie das gesellige Leben der Großstadt. Die Freundin nahm sie mit in Theater, Konzerte und Gesellschaften. Da fand sie Freude an der Musik, die ihr bisher fremd geblieben war. Unterricht im Klavierspiel hatte sie ja gehabt, aber das wurde von ihr als notwendiges Übel nur so hingenommen. Für sie als Erzieherin spielte die Musik ja doch nur eine recht bescheidene Rolle im Unterricht. Da hatte sie das Gelernte fast vergessen. Nun hörte sie so viel Schönes. Und oft dachte sie, wenn sie doch selbst so etwas leisten könnte. Sie fing wieder an zu spielen, aber sie sah bald ein, darin würde sie nie viel zu leisten vermögen. Anders war's mit dem Singen. Gesungen hatte sie oft und gern. Nun aber sollte es mehr werden. Sie sang mit dem ernsten Verlangen, zu prüfen, ob es sich lohnen würde, ihre Stimme zu entwickeln. Und es schien ihr bald so, daß sie Stimme besaß, ein umfangreiches, kräftiges Organ. Ob die Stimme schön sei, wagte sie nicht selbst zu entscheiden.

Da traf sie an einem Gesellschaftsabend mit einer berühmten Sängerin zusammen und fand den Mut, in ihrer Gegenwart ein Lied zu singen. Die Sängerin hatte die Begleitung übernommen. Allerdings wunderte sie sich, daß diese junge Dame wagte, hier zu singen. Doch bald horchte sie auf. Welch ein schöner Klang war das. Kein hoher Sopran, aber volle, weiche Töne eines schönen, großen Mezzosoprans.

„Hatten Sie nie Unterricht? Sie sollten Sängerin werden. Ich rate nicht leicht jemandem dazu, denn unsere

Digitized by Google

Laufbahn ist dornenvoll. Aber hier lohnt es sich. Sie sind jung genug, um noch anzufangen."

Ottiliens Augen strahlten; ihre Wangen glühten. Sie sollte Sängerin werden. Ein Leben voll Glanz und Ruhm führen? Sie dachte nicht an die Schwierigkeiten, an die Gefahren des Berufs, nur an das Gefeiertwerden, an Freiheit, Lust und Glück.

Am nächsten Tag besuchte sie einen Professor des Konservatoriums. Er sagte dasselbe wie die Sängerin.

So setzte sie sich hin und schrieb an ihre Pflegeeltern. Himmelhoch bat sie, sie zur Sängerin ausbilden zu lassen. Aber der Brief, der als Antwort kam, schlug alle ihre Hoffnungen nieder.

Der Pflegevater schrieb:

„Mein liebes Kind! Dein Wunsch kam uns sehr überraschend. Wir haben nie geglaubt, daß Deine Stimme bemerkenswert sein könnte. Aber selbst, wenn sie sich jetzt gut entwickeln sollte, so gehören doch ganz besondere Kräfte und Fähigkeiten dazu, um in jetziger Zeit eine bedeutende Sängerin zu werden, und mittelmäßige gibt es ja so viele, daß ihre Stellung durchaus nicht beneidenswert ist. Wir haben Dich gern und freudig alles Nötige lernen lassen, damit Du ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden könntest. Du willst doch auch nicht Dein ausgezeichnetes Examen gemacht haben, um nun die Kenntnisse gar nicht zu verwerten ..." Und dann las Ottilie weiter, zitternd vor Ungeduld.

„Vor allem aber glaube ich nicht, daß Deine Eltern Dich gern in der Laufbahn einer Sängerin gesehen hätten. Ich würde es für unrecht halten, wollte ich Dich durch meine Zustimmung allen Gefahren, die Dir bei der Bühne drohen, aussetzen. ..."

Meine Eltern, dachte Ottilie, handelten nach dem Wort

Digitized by Google

„leben und leben lassen". Vielleicht muß ich sagen, leider. Denn sonst besäße ich jetzt Geld zu meiner Ausbildung. Aber ich gönne ihnen, daß sie einst ihr Leben genossen haben.

Und der Schluß des Briefes lautete:

„Deshalb, liebe Ottilie, gib den Gedanken auf. Du wirst ihn auch bald genug vergessen, wenn Du erst wieder in Deiner Tätigkeit bist. Und glaube mir altem Manne, der Beruf einer Sängerin birgt weit mehr Enttäuschungen als Freuden!"

Ottilie war unglücklich über diese Antwort. Früher war ihr noch nie der Gedanke gekommen, sie könne Sängerin werden. Jetzt, wo er einmal geweckt war, dachte sie Tag und Nacht nichts anderes. Sie träumte von Erfolgen; sah Blumen und Kränze auf sich herabregnen, Gold und Diamanten. Und sie übte und sang so eifrig und fleißig, daß ihre Stimme von Tag zu Tag schöner ward.

Ihr Urlaub ging zu Ende. Bald mußte sie zurück in die Schule. Geschah kein Wunder? — Kam keiner, sie zu erlösen? — Sie ging umher wie im Traum, wartete, als müsse etwas kommen, das ihr die Mittel brächte oder die Erlaubnis der Pflegeeltern, Unterricht nehmen zu können.

Einmal war sie mit ihrer Freundin zur Gesellschaft geladen, der letzten! Dann hieß es, lebewohl Berlin, lebewohl Welt des Vergnügens und Genießens! Als sie abends in die Gesellschaft eintraten, kam ihnen die große Sängerin entgegen.

„Nun, haben Sie sich's überlegt, werden Sie meinem Rat folgen?"

„Ach, ich darf ja nicht! Helfen Sie mir doch!" bat Ottilie sehnsüchtig.

„Liebes Kind, wie könnte ich Ihnen helfen? Aber heute sind viele Kunstfreunde hier. Singen Sie nachher, ich be-

Digitized by Google

gleite Sie. Vielleicht erwirbt Ihre Stimme Ihnen den Helfer!"

Ottilie sang hinreißend. Ob auch die Schulung der Stimme fehlte, so war es doch, als glühe ein Feuer in ihr, so sengend, so lodernd, daß es alle mit fortriß. Sie sang Schumanns Lied: „Du meine Seele, du mein Herz . . ." Woher hatte dies junge Mädchen die Leidenschaft, die Innigkeit des Vortrags? — Und die wunderschönen Töne der Stelle: „Du bist die Ruh, du bist der Frieden" bewegten das Herz.

Jubelnder Beifall lohnte ihr. Dann rief ein großer, lebhafter Herr: „Ach, gnädiges Fräulein, welch ein Genuß das war! Ich hörte schon von unserer Primadonna hier, was wir zu erwarten hätten. Und doch sind meine Erwartungen weit übertroffen. Und dieser Stern soll der Allgemeinheit nicht aufgehen? Schade, schade! Nicht wahr, Eva?"

Er wandte sich an die junge Frau, die er Ottilie als seine Gattin vorstellte.

Auch sie sprach einige freundliche Worte, zeigte sich aber weniger enthusiastisch.

Andere Gäste kamen mit der Hausfrau und baten Ottilie, sich noch einmal hören zu lassen.

Als sie noch ein Lied von Robert Franz gesungen hatte, trat Herr Waldau wieder an den Flügel und zog seine Frau mit sich.

„Eva, Kind, hör' zu! Wir lassen Fräulein Nieden ausbilden! Es wäre ja ewig schade, wenn diese Stimme nur den Zöglingen Lieder vorsingen sollte."

Eva dachte im stillen, auch das sei ein schöner Beruf für eine Frau. Überrascht sah sie ihren Mann an und fragte: „Fritz, ist das dein Ernst?"

„Gewiß! Weshalb denn nicht?"

Digitized by Google

„Ja, können wir das denn? Kostet das nicht viel Geld?"

„Du liebes Närrchen! Es wäre schlimm, wenn wir das nicht könnten."

Er faßte seine kleine Frau um. Und wenn er sie so ansah, dann ergab sie sich seinem Willen. Demütig und freundlich erwiderte sie: „Ja, Fritz, wenn du meinst und es willst."

Er wollte gern eine freudigere Zustimmung zu seinem so rasch gefaßten Plan und erklärte ihr, daß sie dann zu den Ferien Fräulein Nieden auf ihr Gut kommen lassen würden. Und wenn sie dann erst eine große Sängerin geworden wäre, würden sie herrliche Stunden durch ihren Gesang erleben. Er malte ihr aus, wie sie Dank und Liebe ernten könnten. Wie die Welt ihnen danken würde, daß sie solche Sängerin entdeckt und ihr zur Ausbildung verholfen hätten.

Eva lauschte seinen begeisterten Worten. Sie war benommen von seinem Eifer, aber er riß sie doch mit sich fort.

Und als er zum Schluß fragte: „Nun, Evchen?" Da leuchteten auch ihre Augen, und sie sagte freudig: „Ja, Fritz, wir wollen es tun."

Ottilie war so betäubt von Dank und jubelndem Entzücken, daß sie dies alles erst gar nicht fassen konnte. Und doch, da war es ja, das ersehnte Wunder. Nun sollte es doch so kommen, daß sie Sängerin werden durfte. Jetzt konnte sie ihren Pflegeeltern schreiben, daß sie unabhängig von ihnen sei. Und so schrieb sie ihnen, daß sie mündig, und ihr Entschluß, als Sängerin berühmt und gefeiert zu werden, unerschütterlich wäre.

Von der Undankbarkeit, die darin lag, daß sie den Pflegeeltern den Gehorsam und die Abhängigkeit kün-

Digitized by Google

digte, empfand sie in diesem glücklichen Augenblick nichts. Sie vergaß die alten Wohltäter über den neuen.

Ein Jahr war hingegangen. Ottilie konnte ihre Stellung aufgeben, hatte mit Waldaus in Berlin gewohnt und fleißig studiert. Der Winter war schon fast vergangen. Frau Eva hatte ihrem Mann vor einigen Monaten ein Knäblein geschenkt und konnte sich nicht recht erholen. So kamen sie nach Waldau, um dem unruhigen Leben in der Hauptstadt zu entgehen. Auch Ottilie war mitgekommen, um sich für einige Wochen zu erholen. Zum erstenmal betrat sie Waldau. Als das Ehepaar im Sommer vorher auf längere Zeit das Gut beziehen wollte, hatte Eva gebeten: „Laß uns allein sein. Mich verlangt nach dem stillen Leben, das wir sonst geführt haben."

Ihr Mann tat nach ihrem Wunsch. Sie äußerte ja so selten einen eigenen Willen, daß er sich ihr gern willfährig zeigte.

Ottilie war in Berlin geblieben. Aber es kam ihm sonderbar vor ohne Ottiliens anregendes Wesen, ohne ihre lebhafte Unterhaltung. Vermißte er wirklich etwas? Wo war der Zauber geblieben, den Eva früher auf ihn ausgeübt hatte? —

Es gibt Männer, die nicht nur Gehorsam wollen, denen es erwünscht ist, wenn die Frau sich auch einmal launisch zeigt, Männer, die nicht Geduld genug haben, die im Ehestand manchmal eintretende Kränklichkeit der Frau mit Liebenswürdigkeit zu ertragen. Und zu diesen gehörte Fritz Waldau. Es langweilte ihn, wie Eva stets müde war, wenn sie nicht mit ihm fahren und reiten konnte. Er begriff nicht, wenn sie keine Lust zeigte, Gäste bei sich zu sehen. Aber jetzt sollte es lustig auf Waldau werden. Ottilie war ja mitgekommen. Auch Eva schien wohler zu

Digitized by Google

sein. Und mit der Lustigkeit fing er gleich an, indem er Sekt heraufkommen ließ. So sollte es sein, und so machte es ihm Vergnügen.

Es ist kein prunkendes Gemach wie die anderen Räume, sondern ein Zimmer, das sich Eva selbst zum gemütlichen Wohnraum eingerichtet hat. Über Eck steht das Sofa und zwei behagliche Sessel. An der anderen Seite der schöne Blüthnerflügel. Dann enthält es noch Evas Schreibtisch, einige schöne Gemälde und viele Photographien, Fayencen und eine Fülle von Blumen.

Zugleich mit Line, die die Sektgläser brachte, trat die Kastellanin ein, die auf einem Tablett die Flasche trug. Sie dankte der jungen Frau für die Ehre, und sie stießen fröhlich miteinander an. Dabei betrachtete sie mit prüfendem Blick die junge Dame, die noch am Flügel in ungezwungener Stellung saß. Line hatte recht gehabt, hübsch war sie. Allerdings war sie eine ganz andere Art von Schönheit als die junge blonde Frau. Aber hübsch war sie, auffallend schön sogar. Und doch gefiel sie der Kastellanin nicht so recht. Ihre scharfen Blicke bemerkten das unruhige Flackern der dunklen Augen, das von einem heißen Temperament zeugte. Die junge Dame benahm sich liebenswürdig gegen sie. Als sie erzählte, wie schön der Gesang heruntergeklungen habe, fragte Ottilie, ob sie ihn jetzt in der Nähe noch einmal hören wolle.

Sie nahm das Anerbieten dankend an, und Ottilie sang mit hingebendstem Ausdruck Brahms Wiegenlied:

Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Näg'lein besteckt,
Schlupf' unter die Deck!
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt.

Digitized by Google

Guten Abend, gute Nacht,
Von Englein bewacht,
Die zeigen im Traum
Dir Christkindleins Baum.
Schlaf nun selig und süß,
Schau im Traum 's Paradies.

Wie schön sie das sang. Keine Mutter hätte es inniger singen können.

Evas Augen wurden feucht. Sie dachte an ihr Kind, das friedlich in seinem Bettchen schlummerte und vielleicht im Traum das Paradies schaute. Seine großen Kinderaugen blickten ja manchmal so verklärt, mit dem fragenden Ausdruck, den nur Kinderaugen haben können. Gewiß sah es in dieser Erde noch ein Paradies, weil es noch kein Leid und keine Sorgen kannte, und nachher träumte es davon. Und ist nicht der Arm des Vaters, der Schoß der Mutter sein Paradies? Wohl dem Kinde, das solches Paradies besessen hat, das in späteren Jahren noch mit wehmütiger Freude zurückdenkt an die Zeit, da es so gehütet und gepflegt ward. Da liebende Hände es schützten, so wie sie liebevoll das heranwachsende Kind zu hüten suchten, soweit Menschenhände hüten können vor allen Fährnissen des Lebens.

Eva stand auf, nachdem Ottilie geendet hatte und küßte sie.

„Das Lied, liebe Ota, hast du mir gesungen, ich danke dir. Und nun laßt uns zur Ruhe gehen. Ich bin müde von der Reise."

„Wie kann man müde sein!" rief Ota. Sie lachte fröhlich. Der weiche Ausdruck, der während des Singens in ihren Augen gelegen hatte, war verflogen; sie sprühten wieder in Lust und Übermut.

Digitized by Google

„Väterchen," sagte sie schmeichelnd zu Herrn Waldau, „sind Sie auch müde? Ich nicht! Sind Sie noch durstig? Ich bin's."

Lustig trällernd stand sie vom Flügel auf und faßte Eva um, als wolle sie mit ihr tanzen.

„Da darf ich ja nie ein Wiegenlied wieder singen, wenn das dich, Schlafmütterchen, noch schläfriger macht. Das überlasse deinem kleinen Buben. Er soll leben, hoch!" Sie ergriff die Sektflasche und goß sich den letzten Rest ein, den sie mit einem Zug austrank.

„Nun, wie ist's, Väterchen, bleiben wir noch und brechen noch einer Flasche den Hals? Oder müssen wir alle zu Bett gehen?"

Fritz Waldau empfand wohl Lust, noch zu bleiben. Aber er sah ein so müdes Lächeln über das Gesicht seiner Frau huschen, daß er verzichtete. „Ich bin auch schläfrig. Es ist wohl besser, wir gehen schlafen."

Ottilie gab sich nicht gleich zufrieden.

„Wenn alle gehen, muß ich es wohl auch tun. Aber das ist doch öde, am ersten Abend nichts mehr sehen vom Schloß und gleich einem Mäuslein ins Loch kriechen oder wie eine Schnecke ins Haus. Nein, das tut Ota nicht!"

Dann rief sie: „Ich weiß, was ich tu! Beste Frau Kastellanin, nehmen Sie mich mit in Ihr Zimmer, das muß ich doch sehen, wenn nicht heute, so doch morgen. Kommen würde ich doch. Da nehmen Sie mich nur gleich mit."

Die Kastellanin zeigte eine abwehrende, unfreundliche Miene.

„Wozu denn, gnädiges Fräulein? Mein Zimmer enthält nichts Sehenswertes für eine verwöhnte junge Dame."

Digitized by Google

„Oh, was für ein sauer Gesicht!“ rief Ota. „Also ungern werde ich aufgenommen? Nun, das hilft Ihnen doch nichts. Sie gefallen mir nun einmal. Sie sind auch so energisch wie ich, wir zwei passen zusammen.“

„Das wissen Sie ja noch gar nicht. Ich bin eine Wirtschafterin, die muß stramm sein. Sie aber sind in junges Fräulein, das soll's eigentlich nicht sein.“

Ottilie sah erst ein wenig verlegen aus, lachte dann aber doch und sagte: „Sie sind aufrichtig. Das gefällt mir noch mehr. Ich gefalle Ihnen also nicht? Das ist schade! Aber vielleicht kann ich mich bessern. Und darum, liebe Frau Kastellanin, müssen Sie mich erst recht mitnehmen, damit ich lernen kann, wie denn ein junges Fräulein sein soll.“

Die Kastellanin lachte nun auch und sagte: „Ja, dann kommen Sie.“

Sie führte den jungen Gast über einen der langen, hallenden Gänge zu einem freundlichen Eckstübchen. Die offenstehende Tür ließ den Blick frei in das nebenan liegende Schlafzimmer und auf das blütenweiße Bett. So weiß und sauber war alles an der Frau Kastellanin und um sie herum. Sie trug stets große weiße Schürzen und blendendweiße Kragen und Manschetten. Und denselben Eindruck von Nettigkeit und Reinheit machte auch ihr einfaches, aber hübsches Zimmerchen. Schneeweiße Mullvorhänge hingen vor den Fenstern. Die Möbel waren mit buntem Stoff überzogen, ein Bücherbrett, das ziemlich voll mit Büchern bestellt war, hing an der Wand. Auf einem Blumentisch standen viele schöne Hyazinthen in Gläsern.

Vor dem einen Fenster stand der Schreibtisch, an dem die Kastellanin ihre Wirtschaftsbücher schrieb. Sie führte gewissenhaft Buch über jedes Huhn, das auf dem Hofe

Digitized by Google

war, über jedes Schwein, das geschlachtet wurde. Da konnte man genau lesen, wieviele Mettwürste, wieviele Leberwürste es geliefert hatte. Da war ebenso zu finden, welchen Ertrag an Eiern die einzelnen Hühner gaben. Alle Einzelheiten der großen Milchwirtschaft bis zu den Ausgaben und Erträgen des weiten Gartens waren genau verzeichnet. Und jetzt fand es Ottilie verständlich, daß Eva bis heute noch nicht eingearbeitet genug war, um die große Wirtschaft ohne die Kastellanin zu führen, besonders da ihre Anwesenheit auf Waldau doch immer nur auf einzelne Monate beschränkt gewesen war.

Über dem Sofatisch hing die Photographie ihres verstorbenen Mannes. Er war nach zweijähriger Ehe bei einem Eisenbahnunglück ums Leben gekommen.

Die noch junge, tüchtige Witwe, die als Mädchen schon die Stelle einer Stütze der Hausfrau bekleidet hatte, trat nach seinem Tode wieder in Stellung; erst war sie einige Jahre in der Stadt gewesen, und nun wirtschaftete sie seit sechs Jahren hier auf Schloß Waldau. Hier hatte sie den ganzen Haushalt schon geleitet, noch ehe Fritz Waldau seine junge Frau heimführte. Dann wollte sie zurücktreten, doch die junge Frau konnte den großen Haushalt noch nicht allein beherrschen, und so behielt Frau Freimut ihre Stellung. Streng und von unbestechlicher Treue gegen das Haus, konnte sie böse werden, wenn nicht alles richtig am Schnürchen ging. Unwahrheiten waren ihr vor allem verhaßt. Doch sie zürnte nie lange. Ein gesunder, frischer Sinn für Humor lebte in ihr, und den verstand Inspektor Kohlmann am besten zu wecken.

Ottilie betrachtete alles im Zimmer, sah in jede Ecke, beschaute die Bücher und Photographien und stellte allerlei Fragen. Die Kastellanin gab einige erklärende Bemerkungen. Dann lachte sie einmal und fragte: „Halten

Digitized by Google

Sie mich denn für so alt, daß schon alles aus meinem Besitz irgend eine Geschichte haben müßte?"

Ottilie errötete und wandte sich ein wenig verlegen ab. Diese Frau besaß eine besondere Art, neugierige Fragen abzuwehren, und ebenso wies sie auch ruhig, aber bestimmt allzugroße Vertraulichkeiten zurück.

Da ertönte von unten der laute Schrei einer Frauenstimme und ein Klirren von zerbrochenem Glas. Die Kastellanin erhob sich rasch.

„Was war denn das?"

Sie ergriff ein Licht und schickte sich an, zu gehen. Sie bewohnte diesen Teil des Schlosses allein; das Zimmer des Inspektors lag im Gesindehaus und die Mädchenkammern im Erdgeschoß.

Eilends, aber ruhig schritt sie voran, und Ottilie folgte ihr.

Die langen Gänge hallten wider von ihren Schritten. Das Licht warf einen gespenstischen Schein in dunkle Ecken. Ottilie war zumute wie dem Hans im Märchen, der das Gruseln gern lernen wollte. Sonst waren ihr solche Gefühle fremd, aber hier schien es, als sollte sie es lernen. Auf der Wendeltreppe verschwand bei jeder Biegung das Licht einen Augenblick für sie, und ein geheimes Grauen begann sie zu durchzittern.

Nun waren sie unten.

Wieder gingen sie durch lange Gänge. Hier waren sie gewölbt, und kalter Wind zog hindurch. Ottilie schauderte. Sie hätte am liebsten das Kleid der vor ihr Schreitenden ergriffen, um sich wie ein Kind daran festzuhalten. Doch sie fürchtete den erstaunten Blick der energischen Frau, die gewiß gefragt hätte: „Weshalb sind Sie denn mitgekommen, wenn Sie sich fürchten?"

Da scholl helles Lachen aus der Küche.

Digitized by Google

Betroffen blieb die Kastellanin stehen, um dann desto rascher voranzuschreiten; eine Falte erschien auf ihrer Stirn, die nichts Gutes erwarten ließ.

Sie hatten die Küche erreicht.

„'ne Ratt', 'ne Ratt', so grot as 'ne Katt'!" rief Hanne.

In der großen Küche brannte keine Lampe mehr. Doch schien im Dunkel ein Laternchen, das der Inspektor in der Hand hielt. Sein kleiner gelber Teckel fuhr laut kläffend in alle Ecken, während Kohlmann mit einem Stock unter dem Küchenschrank umherfegte.

Aber die Ratte schien keine Lust zu haben, sich fangen zu lassen.

Mitten in der Küche stand Line.

Die Arme hingen ihr schlaff am Leibe herab; Tränen rollten ihr eine nach der anderen über die Wangen, als sie auf die Scherben zu ihren Füßen blickte.

Die schönen Sektgläser waren zerbrochen.

Hanne stand daneben; sie wollte eben zu Bett gehen und sah recht komisch aus. Die Kastellanin und Ottilie konnten in dem Halbdunkel anfangs nicht klar sehen. Und die Leute in der Küche bemerkten sie zuerst gar nicht.

Hanne hetzte den Hund, der immer ärger bellte. Der Inspektor fuhr wie wild mit seinem Stock umher.

Nur Line stand regungslos. Da trat er zu ihr und tröstete: „Na, Linchen, die Gläser kosten ja kein Vermögen. Und wenn Sie der Frau Kastellanin erzählen, wie alles gekommen ist, wird sie nicht böse sein."

„Meinen Sie, Herr Kohlmann?"

Nun fuhren alle drei herum.

Da stand die Kastellanin im Türrahmen und sah einen nach dem anderen an. Und dann erscholl lustiges, silberhelles Lachen aus dem Dunkel des Ganges, und neben der Kastellanin vorbei schauten ein Paar schelmische,

Digitized by Google

lachende Augen in die Küche. Und auf ein Gesicht, umrahmt von braunen Löckchen, fiel der Schein des Lichts, so daß der Inspektor erst betroffen nähertreten wollte; dann blieb er stehen und verbeugte sich.

Hanne, die sich plötzlich der Mangelhaftigkeit ihrer Toilette bewußt wurde, wollte sich hinter Line verstecken; streng befahl Frau Kastellanin: „Hanne, geh zu Bett!", worauf sie zögernd und ungern verschwand. Zu gern hätte sie mehr von dem fremden Fräulein gesehen.

„Line, weshalb schreien Sie denn so, daß das ganze Haus in Angst gerät? Nur um eine Ratte?"

„Ach, nein! Deshalb allein nicht. Ich kam mit dem Teebrett und den Gläsern von oben. Hier waren alle schon zu Bett und die Lampe am Verlöschen. Da bewegt sich etwas Weißes. Und dicht neben mir springt etwas vom Tisch auf die Erde. Ich schreie laut auf, und das Tablett fällt zu Boden. Ach, seien Sie nicht böse, ich habe von der Angst schon genug gelitten."

„Und das Weiße?"

„Ich weiß nicht! Aber da war etwas," sagte Line schaudernd.

„Da, da," rief Ottilie. Ein Streifen Mondlicht fiel herein und beleuchtete ein weißes Handtuch, das zum Trocknen an der gegenüber, bisher im Dunkeln liegenden Tür hing. Darüber baumelte, mit der Spitze nach oben, ein Geleebeutel, der gleich einer Zipfelmütze über dem Handtuch schwebte. Diese beiden Dinge waren im hereinfallenden Mondlicht wahrlich einem Gespenst ähnlich genug. Jetzt, wo man beisammen war, hatte jeder Mut. Alle blickten hin. Auch Line besah sich den Gegenstand ihrer Furcht genauer. Ottilie, übermütig wie ein Kind, nahm den Geleebeutel und setzte ihn dem verdutzten Inspektor auf den Kopf.

Digitized by Google

„Großvater mit der Nachtmütze!“ Dabei machte sie eine komische Verbeugung vor ihm.

Das Schlimme war, daß Inspektor Kohlmann im verschwiegenen Schlafkämmerlein wirklich noch eine Nachtmütze trug, weil ihm die Haare schon etwas spärlich wurden. Nun sah er so verlegen aus, daß dies Ottiliens Lachlust nur noch mehr reizte und sie nun auch noch das weiße Tuch holen wollte, um es ihm hinterlistigerweise um die Schultern zu werfen, auf daß das Gespenst vollständig sei.

Da nahm sich die Kastellanin seiner an.

Einen strengen Blick Ottilie zuwerfend, befreite sie ihn von dem lächerlichen Kopfputz.

Inspektor Kohlmann wußte nicht recht, ob er beleidigt sein oder sich geschmeichelt fühlen sollte, daß die schöne junge Dame mit ihm spaßte. Fast schien es, als sei er gekränkt. Da sah sie ihn so schelmisch von der Seite an, daß er lachen mußte und in Gedanken schwur, sie sei ein „reizendes Mädel“, von dem man sich schon etwas gefallen lassen dürfe.

Nun lachte auch die Kastellanin. „Was Sie auch alles ausüben! Nun aber kommen Sie. Gute Nacht, Herr Kohlmann!“

Line, die inzwischen die Scherben zusammengekehrt hatte, sah wieder recht trübselig drein. Doch sie wurde noch getröstet. Die Kastellanin nahm sie beiseite. „Nun, Line, Kopf hoch, ich will die Gläser neu anschaffen, ohne daß davon gesprochen wird. Aber nun ist's höchste Zeit, wir müssen alle zur Ruhe, sonst findet morgen keiner aus dem Bett. Gute Nacht!“

Am nächsten Morgen, als Fritz Waldau am Kaffeetisch Ottilie begrüßte, sagte er: „Wir bekommen sicherlich

Digitized by Google

noch weiße Ostern." Unerwartet war in der Nacht Schnee gefallen. „Der Winter will nicht enden in diesem Jahre. Ist meine Frau noch nicht da?"

„Sie war noch im Kinderzimmer."

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Eva trat ein; sie trug ihren kleinen Sohn auf dem Arm.

„Kurtchen will seinem Vater guten Morgen sagen."

Sie hielt ihm den Kleinen entgegen. Nachdem er genügend bewundert war, nahm ihn Eva auf den Schoß und meinte: „Ich behalte ihn noch ein wenig. Es ist euch doch recht? Er ist ja artig."

Waldau scherzte: „Du bist jetzt ja doch nicht ohne den Jungen zu haben. Ein Konzert wird er uns hoffentlich nicht geben. Wie ist es, reitest du heute einmal wieder mit mir?"

„Ach, Fritz, ich möchte noch nicht gern; du weißt doch, der Arzt hat es verboten."

„Ja, und dir ist's recht, daß er es verboten hat; was, nebenbei gesagt, lange her ist's. Nur Lust hast du nicht; so ist es doch?"

Da rief Ottilie sehnsüchtig: „Ach, und ich hätte solche Lust, wenn ich nur könnte!"

„Sie sollen reiten lernen, Fräulein Ota," sagte Fritz Waldau, „man lernt es bald, wenn man mit Lust und Liebe daran geht. Freilich, wer so, wie meine Frau, gleich müde wird und sagt: ‚Ich kann nicht mehr', der lernt's nie ordentlich."

Die junge Frau lächelte schmerzlich. „Nun, dann will ich mitreiten, wenn Ota es so gerne will, es wird mir wohl nicht schaden," sagte sie.

„Aber, Liebste," rief ihr Gatte ungeduldig, „ich denke, du willst nicht. Erst sagst du nein und nun ja. Worauf soll denn Fräulein Ota reiten, wenn du mitkommst? Du brauchst dich nicht aufzuopfern."

Digitized by Google

„Es ist kein Opfer, ich tue es euch ja gern zu Gefallen."

„Ja, das ist ja liebenswürdig von dir, aber doch nicht nötig. Es wird niemand etwas dabei finden, wenn ich mit unserer Pflegebefohlenen ausreite, denn, wie gesagt, worauf sollte sie reiten, wenn du mitkommst?"

„Ich dachte auf der Fanni," erwiderte die junge Frau unsicher.

„Auf dem alten Pferd? Nein. Wenn du auch auf ihm reiten gelernt hast, so ist es doch noch älter geworden, und ich traue Fräulein Ota mehr Mut zu. Die alte, brave Fanni ist gar zu zahm. Du siehst also, wir brauchen dann deinen Fuchs, da die anderen Pferde ja alle keinen Damensattel gewohnt sind."

Eva wurde abwechselnd rot und blaß. Seit Ottilie gesagt, sie wolle gern reiten lernen, war sie ihrem Gatten überflüssig. Die beiden wollten allein miteinander ausreiten, und sie wäre ja nur hinderlich gewesen. Sie war ja nicht so lustig, so übermütig wie Ottilie. Sie beugte sich nieder zu dem freundlich lächelnden Kinde und drückte ihr Gesicht gegen sein Köpfchen, um so die Tränen zu verbergen. Der Kleine verstand die Bewegung der Mutter nur als Liebkosung und griff mit den Händchen nach ihrem Haar.

„Mein Junge, mein lieber kleiner Junge," sagte die Mutter innig und drückte ihn fester an sich. Während Fritz mit Ota über die Reitstunden sprach, die er ihr geben wollte, dachte sie, der Vater sieht gar nicht, wie lieb und fröhlich der Kleine ist. Das Kind sah sie mit den großen, klaren Augen so verständig an, als könne es schon fassen, was das Herz seiner Mutter bewegte. Ein heißer Tropfen fiel auf sein Köpfchen. Eva fürchtete, es habe jemand gesehen, und blickte erschreckt in die Höhe, doch die zwei

Digitized by Google

dort achteten gar nicht auf sie, sie hatten Wichtiges zu besprechen.

Sonst ging Fritz um diese Zeit, wenn sie in Waldau gewesen waren, stets der Gutswirtschaft nach. Er hatte es meist beim Frühstück schon eilig. Heute dachte er gar nicht daran. Eva hielt es für besonders notwendig, daß er sich nach allem umsehe, und so glaubte sie durch ihr Fortgehen ihn daran zu erinnern. Sie stand auf und sagte: „Ich gehe jetzt, Fritz, ich will mich in der Küche umsehen."

Sie reichte ihm noch einmal den Knaben, mit dem er ein wenig spielte, dann berührte er mit flüchtigem Kuß ihre Wange, blieb aber ruhig sitzen.

Eva wandte sich an Ottilie: „Kommst du mit, Ota? Ich möchte dir die unteren Räume zeigen."

„Heute lieber nicht, ich muß üben," erwiderte sie.

„Ach, Fräulein Ota, ich wollte noch fragen, singen Sie Brahms' ‚Liebestreu'?" sagte Waldau.

„Ja. Ich will die Noten gleich einmal suchen."

Da waren sie wieder in der Unterhaltung, und Eva ging unbeachtet, still hinaus.

Nicht lange danach scholl Ottiliens Stimme von oben, als Eva in der Küche von der Kastellanin sich die Vorräte zeigen ließ. Sie zuckte zusammen und horchte, ob ihr Mann nicht in sein Zimmer ginge.

Wie konnte sie das denken. Er liebte ja Musik zu sehr. Er war wohl bei Ottilie, die das von ihm geforderte Lied sang. Wieder stieg der Wunsch in ihr auf: „Wärst du doch wie Ottilie! Hättest du doch auch diese Gaben, nicht, um zu gefallen und zu glänzen, nein, nur für ihn, den geliebten Mann."

Sie zürnte Ottilie nicht; was konnte die dafür, daß sie dies frische, fröhliche Wesen, die köstliche Stimme be-

Digitized by Google

saß? Aber sie beneidete sie. Wie hatte sie sich nach dem Alleinsein mit ihrem Manne gesehnt, sich auf diese Wochen in Waldau gefreut! Aber er hatte es für so dringend notwendig gehalten, daß Ottilie sich erhole von den Anstrengungen ihrer Studien, daß sie nicht widersprechen mochte.

Es war ein langer Wirtschaftsgang, den die Kastellanin Eva führte, von der Küche nach dem Keller, um ihr alle Vorräte zu zeigen. Einer der Keller barg die köstlichsten Äpfel, die der alte Gärtner Parweg aufgespart hatte. Der Segen war groß gewesen im letzten Jahre. Er hatte viel Obst verkaufen können; aber die schönsten Sorten hatte er doch bewahrt. Sie bewunderte das Obst und freute sich, daß es sich so gut gehalten hatte, als der Ruf „Eva, Evchen!" durchs Haus schallte.

Es war nicht ihres Mannes, auch nicht Otas Stimme; deshalb fragte sie: „Wer ist da?"

„Anne-Marie Runge! Darf ich hinunterkommen?"

„Gewiß, hier bin ich."

Aufrichtige Freude erhellte Evas Gesicht.

Anne-Marie war ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren, fast schon eine junge Dame, ein liebes Geschöpfchen und Eva herzlich ergeben. Runges wohnten auf dem nächstgelegenen großen Gute, „Friedberg", und wenn Waldaus hier waren, verkehrte man häufig miteinander.

Schnell lief Anne-Marie die Treppe hinunter und durch die Gänge, und das junge, rotwangige Mädchen eilte Eva in die Arme.

„Willkommen in Waldau! Ich bin froh, daß ihr wieder hier seid!" rief sie munter, die Freundin nochmals zärtlich umarmend. Lange blonde Zöpfe hingen den Rücken herab, ein Pelzjäckchen umschloß knapp die schlanke Figur, und

Digitized by Google

die Mütze von Biberfell hielt sie in der Hand. Sie hatte sie beim raschen Lauf abgenommen.

„Nun sag' mir, Evchen, eure interessante Fremde habt ihr mitgebracht? Ich bin schrecklich neugierig."

„Du wirst sie bald genug und noch oft sehen; wenn du nur mich nicht ganz darüber vergißt."

„Ach, Schatz, du bist du, und wenn sie auch noch so hübsch ist. So lieb ist sie doch nicht. Und dein kleiner Sohn, wie geht's ihm? Bist du stolz auf ihn?"

„Ich bin glücklich über ihn, Anne-Marie."

Wie frisch das vorhin noch so blasse Gesicht Evas aussehen konnte!

Anne-Marie hielt sie mit beiden Armen von sich ab, sie betrachtend, und meinte: „Du siehst aber prachtvoll aus und hast dich gut erholt."

„Schmeichlerin," sagte Eva, indem ein feines Erröten über ihre Züge flog. „Komm, wir wollen hinaufgehen."

„Erst muß ich die Frau Kastellanin begrüßen!" Herzlich schüttelte sie dieser die Hand. „Jetzt komme ich wieder oft her, Sie werden mich nächstens täglich bei sich haben," sagte sie scherzend.

„Das ist hübsch von Ihnen, Fräulein Runge, da kommt dann viel Jugend zusammen, und es wird wohl lustig hier zugehen."

„Aber das gibt für Sie viel Unruhe und Arbeit."

„Arbeit wird mir nicht zu viel, ich liebe sie und bin am glücklichsten, wenn ich recht viel zu tun habe."

„Da haben Sie recht, liebe Frau Freimut, das sollten wir alle sein," sagte Eva und nickte ihr freundlich zu, ehe sie mit Anne-Marie hinaufging.

Sie führte ihre Freundin zunächst zu ihrem Jungen. Er war gebadet und lag rosig und frisch auf dem Schoß seiner Wärterin.

Digitized by Google

„Nein, wie süß der Junge ist! Kurt, Kurti," rief Anne-Marie entzückt, „lache doch! Ei, so lache doch! Eva, er lacht, sieh nur!"

Die junge Mutter strahlte vor Freude. „Ja, du verstehst auch mit ihm zu spielen."

„Kein Wunder bei sechs jüngeren Geschwistern. Aber wirklich, so hübsch war keins. Was er für schöne Augen hat!"

„Nun, euer Lieschen ist doch ebenso gewesen."

„Ja, Lieschen war auch das Jüngste, und Nesthäkchen sind immer gepriesen."

„So, nun laß den Kleinen, ich will dich mit Ota bekannt machen."

Die Vorstellung war erfolgt, und dann rief die Glocke zum Essen; man speiste früh in Waldau. Pünktlich um zwölf Uhr erschallte der Ruf, denn Fritz Waldau hielt es für geraten, bei seiner immer nur kurzen Anwesenheit die Tageseinteilung mit seinen Leuten gleich zu haben.

Eben kam er und begrüßte Anne-Marie, die er schon als Kind gekannt und bis jetzt noch mit dem Vornamen und dem vertraulichen Du angeredet hatte. Nun fand er sie so groß geworden, so zur jungen Dame herangewachsen, daß er sie überrascht ansah. Er reichte ihr förmlich den Arm, um sie zu Tisch zu führen, und erkundigte sich bei dem „gnädigen Fräulein", wie er sie anredete, nach dem Befinden der Eltern und Geschwister.

„Aber Herr Waldau, Sie haben ja wohl ganz vergessen, daß Sie mich einst auf dem Arm getragen haben? Sie nannten mich doch sonst anders?"

„Jawohl, Sie hießen Anne-Mariechen, aber darf ich es denn nun noch sagen? Sie sind so groß geworden! Eine junge Dame!"

„Ich hoffe auch, daß Sie mich so nehmen, denn ich

Digitized by Google

fühle mich recht würdig als älteste Schwester, was bei sechs wilden Rangen verantwortungsvoll genug ist. Aber Anne-Marie dürfen Sie doch noch sagen, sonst käme ich mir gar zu feierlich vor."

„Nun denn, auf gute Freundschaft wie früher," erwiderte er herzlich und reichte ihr die Hand, in die sie fröhlich einschlug.

Bei Tisch sprach man viel über landwirtschaftliche Dinge. Waldau erkundigte sich, ob ihr Papa mit dem Stand der Wintersaaten zufrieden sei, ob die letztjährigen Füllen gut gediehen, ob ihre vier schönen Rappen noch gesund seien? Dann geriet man auf alte Erinnerungen. Waldau fragte, ob sich Anne-Marie noch besinne, daß er sie als ganz kleines Ding einmal mit dem Kinderwagen umgeworfen hatte.

„Nein, ich erinnere mich nicht mehr, aber erzählt worden ist es mir. Sie fuhren mich um den großen, runden Rasenplatz vor dem Hause, nicht wahr? Und da ist der Boden etwas abschüssig."

„Ja, ich war etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt und Sie ein kleines Mädel, und ich fuhr immer schneller, da — bautz, da lag der Wagen samt Anne-Mariechen, das nun auch schrie, aber nun nicht mehr vor Vergnügen, und mir ward angst, daß ich etwas Schlimmes angerichtet hätte. Aber gottlob, Anne-Mariechen war nicht von Glas."

Alle lachten.

Anne-Marie sagte: „Nein, weder von Glas noch von Zucker; ein pommersches Landmädel ist von kräftigerem Stoff. Und doch konnte es schlimm ausgehen, so wie bei der armen Fräulein Riebel."

Fritz Waldau wurde ernst. „Ja, die ist von meinem Vater einmal so umgeworfen worden, und seitdem ist sie verwachsen."

Digitized by Google

„Ach," fragte Eva betroffen, „daher hat sie also das Buckelchen?"

Fritz lenkte ab, augenscheinlich unangenehm berührt. „Ja, der alte Riebel sagt so, aber wer weiß das so genau. So etwas kommt auch von englischer Krankheit."

„Lassen Sie unser Lottchen. Ich liebe sie. Nie ist mir stiller und heimlicher zumute, als wenn ich bei ihr in ihrem freundlichen Zimmer sitze. Warst du schon bei ihr, Eva?"

„Nein, ich will bald hin, habe ihr auch etwas zum Nähen zu bringen."

„Fräulein Lottchen ist eine Nähmamsell?" fragte Ota etwas von oben herab. Dies Gespräch war langweilig für sie.

Aber Anne-Marie hielt sich noch bei den alten Erinnerungen auf und lachte zu Fritz hinüber.

„Wissen Sie noch, wie oft Sie mich geschaukelt haben? Ach, die große Schaukel im Buchengang! Ich sitze noch oft darin und wiege mich leise hin und her und träume dabei oder lese, bis die Jungens kommen und mich entdecken. Dann ist's mit dem Träumen vorbei."

„Ja, die Jungens, was treiben denn die?"

„Walter ist studiosus juris und augenblicklich zu den Osterferien zu Hause."

„Ich habe Walter gern, er ist ein so braver, liebenswürdiger Mensch. Und Edmund?"

„Nun, der ist so recht in den Schwärmerjahren," erwiderte Anne-Marie, „von dem könnte ich schöne Geschichten erzählen. Er dichtet alles an und am meisten seine ‚Flamme', die auf Rügen wohnt, wo er ja zur Schule geht. Seine Gedichte sind fürchterlich; von Sonne und Wonne, Herz und Schmerz wimmeln sie. Die Musen sind nicht an unserer Wiege gestanden; wir haben alle keine besonderen Talente, nur Walter macht niedliche

Digitized by Google

Knittelverse. Er spielt übrigens jetzt sehr gut Geige, Fräulein Nieden, das ist etwas für Sie, der kann Sie begleiten."

„Das freut mich," sagte Ottilie, „ich singe sehr gern einmal mit Violinbegleitung. Ich bin jetzt auch immer so allein beim Musizieren."

„Übrigens, Evchen," fiel Anne-Marie ein, „singst du noch viel?"

„Ach, liebes Herz, du sagtest eben, an deiner Wiege hätten die Musen nicht gestanden. Nun, an meiner erst recht nicht. Ich singe nicht mehr, seit wir stets den Genuß haben können, Ota zu hören."

„Das ist unrecht von dir, du bist nur zu bescheiden. Du sangest so reizend, nicht wahr, Herr Waldau?"

„Freilich, aber Eva hat recht insofern, als wir jetzt durch Fräulein Nieden den herrlichsten Gesang hören können. Ach, Sie werden auch begeistert sein!"

„Das glaube ich wohl, nach dem, was ich gehört habe," sagte Anne-Marie und fügte höflich hinzu: „Ich hoffe, Fräulein Nieden tut mir den Gefallen, noch heute nachmittag zu singen."

In Gedanken wunderte sie sich, daß Evas Mann so gar kein Verlangen mehr zeigte, die Fähigkeiten seiner Frau anzuerkennen. Sie hatte doch wirklich hübsch gesungen. Und so war denn die Unterhaltung wieder auf ein Thema gelenkt, wo Ottilie sich nicht gelangweilt fühlte. Es war ihr schon zu viel gewesen, dieses Kramen in alten Erinnerungen. Gab es doch für Ottilie das beglückende Versenken in die Vergangenheit überhaupt nicht; sie lebte nur der Gegenwart und noch mehr der Zukunft. Ihr Sinn drängte ungestüm voran, jener glänzenden Zukunft entgegen, die ihr bevorstand. Und selbst diese kurze Erholung auf dem Lande schien ihr ein Raub an dieser

Digitized by Google

Zukunft. Hätte der Arzt nicht eine Unterbrechung des unruhigen Lebens für nötig gehalten, sie hätte sicher Berlin und ihre Studien nicht verlassen.

Eva hob jetzt die Tafel auf.

Nachmittags erfüllte Ottilie Anne-Maries Wunsch und sang einige Lieder.

Dann fuhr Anne-Marie wieder fort, nachdem sie den Wunsch ausgesprochen hatte, sie bald alle in Friedberg zu sehen.

Fritz, kommst du heute mit zum alten Riebel? Wir sind noch nicht drüben gewesen."

„Zum alten Riebel? Ach, hätte das nicht noch Zeit? Bei dem Alten langweile ich mich jedesmal. Er will stets so viel hören von der Wirtschaft. Und wie das ist und das. Und ob Kohlmann das so gemacht hat, wie er, Riebel, es früher gehalten hat. Mein Gott, der gute alte Mann; er muß nun nahe an achtzig sein!"

„Und hat fünfundvierzig Jahre deinem Vater und Großvater treu gedient. Ich habe nichts gegen Kohlmann, er meint es gut und ist goldehrlich, aber Riebel war mehr. Er hat noch jetzt in seinem hohen Alter einen scharfen Blick für alles."

„Ja, ja," bemerkte Fritz Waldau ungeduldig. Seit wann warf sich denn Eva zum Anwalt des alten Riebel auf? Er schätzte ihn gewiß auch. Aber heute paßte ihm der Besuch nicht. Er wollte mit Ota nach dem Försterhaus reiten. Da gab's Punsch und Bratäpfel, wenn man durchkältet ankam. Wenn kein Mensch mehr Äpfel besaß, bei der Försterin gab es immer noch die guten Eisäpfel, die sich bis Pfingsten halten. Nur wegen der Äpfel wollten sie nach dem Forsthaus Eiserbude. Das machte er jetzt auch Eva klar.

Digitized by Google

Ein leises, halb wehmütiges Lächeln huschte um ihren Mund.

„Also gut, Fritz, ihr reitet der Äpfel wegen nach Eiserbude, und ich fahre nach Wolchow zum alten Riebel."

„Wenn dir's so recht ist, dann sind beide Teile befriedigt!"

Fritz konnte das von sich augenscheinlich sagen. Ob's Eva ebenso zumute war? —

Jedenfalls sah der alte Riebel ein freundliches Gesicht, als die junge Frau nachmittags vor dem weinumrankten Häuschen aus dem Wagen stieg. Es war das erste im Dorf. Ein überdachter Eingang war ganz mit Wein bewachsen, der jetzt allerdings unbelaubt war. Desto heller konnte die Sonne noch hineinblicken in das freundliche Zimmer, in dem Lottchen Riebel mit ihrer Näherei am Fenster saß.

Eva hatte den Kutscher nach Hause geschickt mit der Weisung, sie käme später zu Fuß zurück. Jetzt hielt der alte, weißhaarige Mann Evas beide Hände in den seinen.

Sie sah, daß ihm das Stehen schwer wurde, und schritt mit ihm zu dem alten Ledersofa, dessen eine Seite ganz niedergesessen war. Das war des alten Riebel Platz, wo er nach seiner Zurruhesetzung tagein, tagaus mit seiner Pfeife saß.

Die junge Frau setzte sich neben ihn, nachdem sie erst freundlich Lottchen Riebel begrüßt hatte. Das Mädchen strahlte sie aus einem Paar wunderschöner dunkler Augen an; auch sie freute sich, daß Eva Waldau wieder hier war. Die junge Frau, die sich so kindlich zutraulich ihr angeschlossen hatte. Aber erst mußte Vater Riebel mit ihr plaudern. Anders ging es nicht. Und Eva mußte erzählen.

Fritz hatte recht gehabt. Der alte Riebel wollte alles wissen, von allem hören. Ihm war der Ort, wo er so

Digitized by Google

lange Inspektor gewesen war, noch heute der Inbegriff alles dessen, was für ihn Leben bedeutete.

Endlich waren seine Fragen beantwortet, seine Wünsche gestillt.

Nun wollte auch Lottchen allerlei wissen. Vor allem, wie's dem Kleinen ginge, und ob ihn die gnädige Frau nicht bald einmal mitbringen wolle. Dann ließ sich Eva Lottchens Arbeit zeigen. Sie nähte für eine Pächtersfrau der Umgegend eine Kleinkinderausstattung. Und so fein gearbeitet waren die Jäckchen und Lätzchen, Hemdchen und Kleidchen, daß Evas Mutterherz dabei in Entzücken geriet. Wie geschickt Lottchen war. Nur geschickt? War sie nicht auch mehr? War sie nicht auch schön? Von einer eigenartigen, vergeistigten Schönheit, trotzdem sie jetzt die Vierzig schon überschritten hatte? Aber nur der Kopf war es, das feingeschnittene Antlitz mit den tiefen braunen Augen, das schön angewachsene, leichtgewellte Haar, die edel geschnittene Nase. Wenn sie aber aufstand, dann war sie das buckelige, alte Mädchen, das ein grausames Geschick in seiner Kindheit zum Krüppel gemacht. Was erzählten sich doch die Leute von ihr? Eva dachte darüber nach, als sie allein neben Lottchen saß. Vater Riebel war hinausgegangen.

Man erzählte, wie es auch neulich Anne-Marie angedeutet hatte, der Vater Waldaus sei einst Lottchen Riebels Spielkamerad gewesen. Da ließ er sie eines Tages aus dem Wagen, andere sagten, aus der Schaukel fallen. Das Rückgrat war verletzt, und nach langer Leidenszeit, nach langem Krankenlager gesundete die Kleine, blieb aber krumm, und immer mehr bildete sich der Buckel heraus. Das schöne Köpfchen konnte über diesen Fehler nicht hinwegtäuschen.

Und wenn auch die alte Freundschaft der Kinder blieb,

Digitized by Google

vielleicht sogar noch inniger wurde, so sah doch Ekbert Waldau in ihr immer nur die Jugendgespielin. Nie mehr! Sie aber kannte nur den einen. Und als er größer wurde, da lernte sie auch ihr Gefühl verstehen und wußte es, sie liebte nur ihn. Den einen, der sie zum Krüppel gemacht hatte, wenn auch ohne bösen Willen. Sie liebte den frischen, schlanken Jungen, sie liebte später den schönen Mann.

Er ahnte nie, wie sie ihn liebte. Für ihn war Lottchen Riebel ein Wesen, das immer und zu jeder Zeit bereit war, ihm zu helfen. Und als er seine erste große Jünglingsliebe erlebte, da trug er sie mit all ihren Schmerzen und Nöten ans Herz seines treuen Lottchens. Denn er litt als Jüngling um seiner Liebe willen viele Schmerzen. Die Erwählte war kokett und eigenwillig und hielt den großen Jungen mit ihren kleinen Händen so fest, daß er immer wieder ihrem Zauber erlag, wenn er sich auch hundertmal geschworen hatte, ihr zu entsagen.

Und endlich wurde sie seine Braut und bald darauf seine Frau. Da zog Lottchen Riebel fort aus Waldau. Da fand sie, es sei doch nicht gut, wenn sie so untätig beim Vater herumsitze. Sie mietete sich eine Wohnung in dem weinumrankten Häuschen im nächsten Dorf Wolchow, fing an für andere zu nähen und wurde bald gesucht auf Meilen in die Runde.

Daß es ihrem Herzen zu weh gewesen wäre, täglich das junge Glück vor Augen zu haben, das gestand sie keinem Menschen.

Ekberts stammelnde Liebesergüsse, die einer anderen galten, hatte sie ertragen, hatte mit ihm gehofft und gelitten. Aber jetzt sein strahlendes Glück zu sehen, das war doch über ihre Kraft gegangen.

Aber das Glück dauerte nicht allzu lange. Schon nach

Digitized by Google

kurzer Zeit fand Ekbert Waldau wieder den Weg zu der treuen Freundin. Sein Weib war nicht nur kokett, wie sie schon als Braut gewesen, sie war auch leichtfertig und gefallsüchtig anderen Männern gegenüber. Und er litt Eifersuchtsqualen, die er nicht einmal zeigen durfte, denn dann verlachte sie ihn. Und ihr Lachen, das ihn früher betörte, war ihm peinigend und qualvoll zu hören.

So gingen Jahre hin. Sie gebar ihm einen Knaben. Aber auch die Mutterschaft machte sie nicht weicher, nicht beständiger.

Ekbert wußte nicht, ob sie ihn wirklich betrog, oder ob sie nur mit ihm und den anderen spielte. Aber sie trat seine Liebe mit Füßen und zerstörte auch ihre eigene Gesundheit. Seit der Geburt des Kindes fühlte sie sich schwach. Das Leben, das von Vergnügen zu Vergnügen jagte, tat das Seine dazu. Sie erkrankte; wollte aber auch dann noch nicht auf wohlmeinenden Rat hören, der ihr Tanzen, Reiten und Jagen verbot. Und eines Tages starb die schöne, wilde Aleska Waldau.

Vielleicht war's für Ekbert ein Glück. Vielleicht wäre sie später doch noch von ihm gegangen, wenn ihr der schwerfällige Mann, wie sie ihn nannte, einmal ernstlich entgegengetreten wäre. So verlor er sie durch den Tod, und das war leichter, als wenn er sie durch das Leben verloren hätte.

Von da an kam er weniger zu Lottchen Riebel. Aber er schickte ihr seinen Jungen, den Fritz, so oft sie ihn haben wollte. Wie manchmal hatte der Kleine in Lottchen Riebels Zimmer gespielt. Wie oft aber auch Sonntags die schöne Bilderbibel besehen, die Lottchens Patengeschenk vom alten Waldau war!

Zuweilen kam sie jetzt auch wieder ins Schloß, besuchte ihren Vater, hielt seine Kleidung in Ordnung und freute

Digitized by Google

sich am Heranwachsen des Jungen. Ekbert Waldau reiste viel. Es hielt ihn nicht mehr zu Hause. Er wußte ja auch das Gut in guter Obhut beim alten Riebel. Er reiste. Und auf einer dieser Reisen erkrankte er und starb noch jung im fernen Lande. Nun mußte Inspektor Riebel noch viele Jahre für den Sohn wirtschaften. Jetzt war's die dritte Generation, der er diente. Bis Fritz Waldau selbst dem Gut vorstehen konnte. Auch jetzt blieb Riebel noch ein Jahr und gab an den Nachfolger Kohlmann seine Stellung ab; dann zog er zu seiner Tochter Lottchen nach Wolchow und genoß dort seinen Lebensabend.

Eva wußte das alles seit längerer Zeit. Heute ging es ihr nicht aus dem Sinn. Heute, wo sie hier mit schwerem Herzen saß.

So hatte ihr Schwiegervater, den sie nie gekannt hatte, sein kummerbeladenes Herz zu Lottchen getragen. Und auch sie war heute nicht um Riebels willen gekommen. Heute war's um ihrer selbst willen gewesen. Auch ihr Herz war schwer. Und doch wußte sie noch nicht alles. Noch ahnte sie nicht, daß nicht nur ihr eheliches Glück, daß auch ihre Existenz bedroht war.

Da strich Lottchen Riebel mit ihren zarten Fingern liebkosend über Evas Hände, die so müde im Schoß lagen.

Fühlte das alternde Mädchen, daß etwas das Leben der jungen Frau störte, das früher nicht darin war? Etwas, das ihre Augen umflorte, den kindlichen Mund herb herabzog in stiller Pein? —

Doch da lächelte Eva wieder. „Nicht wahr, Lottchen, es ist schön, daß ich wieder hier bin. Nun aber muß ich gehen, sonst wird es zu dunkel. Und mein Kleiner verlangt auch nach mir."

Als sie gegangen war, ruhten die Hände Lottchens lange still über der angefangenen Arbeit. Die ernsten

Digitized by Google

Augen blickten versonnen in das Abendrot, das sich jetzt am Himmel ausbreitete, den Spiegel des Wolchower Sees vergoldend. Damals war's der Mann gewesen, der zu ihr gekommen war, mit einem Herzen voll Sorgen; heute war das junge Weib seines Sohnes dagesessen, und Lottchen wußte es, daß auch ihr Herz schwer war. Weshalb? — War Fritz, der hier so oft bei ihr gespielt hatte, schuld an dem Schatten, der in den sonst so hellen Kinderaugen der jungen Frau stand?

Hatte Fritz ein Erbteil seiner schönen, leichtfertigen Mutter mitbekommen? War das der Tropfen unsteten Wesens in seinem Blute? — Oder bildete sie sich das alles nur ein?

Lottchen Riebel strich sinnend über die Augen. Die untergehende Sonne blendete doch noch, wenn man so lange hineinblickte. Ja, ja, es darf nicht jeder in die Sonne sehen! Sie war im Schatten aufgewachsen und eine Schattenpflanze geblieben. Aber eine Schattenpflanze sehnt sich ja noch viel mehr nach dem Licht. Lottchen Riebel stand auf, strich mit leiser Hand über das Bild des Mannes, das im ovalen, altmodischen Rahmen über ihrer Kommode hing.

Ihm hatte sie nie gezürnt. Aber sein Sohn, der Fritz, sollte die Augen der jungen Frau nicht trübe machen.

Sie dachte an Frau Freimut; ob sie mit der sprechen sollte? — Aber nein, wer sagte denn, daß sie sich nicht törichtes Zeug einbildete? Und die Kastellanin, sie war eine tüchtige Frau, eine gute Frau. Aber zu Lottchen Riebel paßte sie nicht recht; sie war ihr zu schroff, zu geradeaus. Und zu selbstbewußt! Sie paßten nicht recht zueinander, das stille, feine Lottchen und die große, kräftige, energische Frau, wenn sie auch beide an Waldau hingen und dafür sorgten. Sorgen? —

Digitized by Google

Sie lächelte. Torheit! Jetzt mußte sie dem Vater das Abendbrot bereiten.

„Immer zuerst die nächste Pflicht, mein liebes Lottchen! Und keine Gespenster sehen!"

Geschäftig eilte Lottchen hinaus. Sie hatte noch ein Ei für den Vater; die gelbe Henne hatte es heute gelegt. Und sie war froh, wenn sie täglich zum Abendbrot ein Ei für ihn hatte. Das war ihm das liebste, und sie mußte ihn doch pflegen; er war ja das einzige, was sie hatte.

Waldaus hatten Besuch gemacht in Friedberg und Ota mitgenommen.

Sie fanden die ganze Familie versammelt.

Da war das Elternpaar, er ein gemütlicher, etwas derber Landwirt, sie eine freundliche, tätige Hausfrau; man sah ihr an, daß sie acht Kindern das Leben geschenkt hatte. Immer fleißig, immer fröhlich, von ihren Kindern geliebt, vom Gatten verehrt, wirkte sie in dem gemütlichen Heim unermüdlich.

Sie trafen den ältesten Sohn, einen liebenswürdigen, frischen Studenten, der die Ferien daheim verbrachte. Anne-Marie und Edmund, von dessen Lust zum Dichten Anne-Marie erzählt hatte, und dann die kleineren Geschwister. Es waren lauter gesunde, rotwangige Knaben und Mädchen bis herab zu dem goldlockigen kleinen Lieschen, dem Liebling aller.

Walter hatte Eva lange nicht gesehen. Er war in den letzten Jahren viel von Hause fern gewesen. Damals war er noch ein Knabe, den Eva, als die Braut des Herrn Waldau, wenig interessierte. Jetzt war er entzückt von Evas blonder Schönheit, von dem weichen, zarten Ausdruck ihres Gesichtes, von der Anmut ihrer Bewegungen.

Er hatte, allseitig geäußerten Wünschen nachgebend,

Digitized by Google

Schumanns „Träumerei" gespielt. Das war kein gewöhnliches Spiel, Ottilie hatte das wohl gehört. Eva war ihm zunächst gesessen, und Walters Blicke hafteten während des Spiels immer auf ihrem Gesicht.

Evas Augen suchten, nachdem das Spiel beendet war, nur die ihres Mannes. Sie hatte das Verlangen, mit ihm einen Blick des Einverständnisses zu tauschen, zu sehen, ob auch ihn die Musik ergriffen habe. Doch er vertiefte sich so in Unterhaltung mit Ota und Walter, daß er ihrer nicht achtete.

Später am Abend, als Waldaus Friedberg verlassen hatten, saß Walter noch bei seiner Mutter, plaudernd und erzählend. Die jüngeren Kinder waren zu Bett gegangen, Anne-Marie erledigte häusliche Pflichten, und Herr Runge machte noch einen Rundgang durch die Ställe.

Sie saßen in einem kleinen Zimmerchen, das sich Frau Runge ausschließlich für sich allein bewahrt hatte, wenn die Unruhe des großen Haushalts und der lebhaften Kinderschar ihr gar zu viel werden wollte. Das war ein kleines Heiligtum für ihre Kinder, die glücklich waren, wenn sie mit hineingenommen wurden. Da beichteten sie ihre kleinen Geheimnisse, ihre kindlichen Schmerzen und Sünden. Da erbaten und erhielten sie Verzeihung, wenn sie der Mutter Kummer bereitet hatten.

Walter war's wohl, da er einmal wieder bei seiner Mutter sitzen konnte; er dachte daran, wie oft er sein Haupt in ihren Schoß geborgen und ihr die wilden Gedanken gebeichtet hatte, die ihn so oft peinigten. Alle unruhigen, heißen Wünsche schwiegen hier still. Es ging ein Frieden von der Nähe dieser Frau aus, daß man die Verehrung, die ihr alle Kinder erwiesen, wohl begriff.

Auch Walter hatte in Jena, wenn die anderen Be-

Digitized by Google

kannten in ihrem Studentenjargon von ihrer „Alten" sprachen, nie in der Art mitgescherzt. Für ihn stand seine Mutter zu hoch, um ihren Namen in ein solches Gespräch zu ziehen.

Jetzt öffnete sich die Tür, und der Vater trat ein. Er fragte nach dem Eindruck, den Ottilie auf sie hervorgerufen habe.

„Ein hübsches Mädchen!"

„Weiter nichts?"

„Vorläufig nein! Wie kann ich urteilen nach dem Beisammensein eines Nachmittags?"

„Ich meine: ein amüsantes Mädel! Doch ihr Frauen gebraucht ja meist längere Zeit zum Urteil, wenn es eine Dame ist, die man eine Herrenschönheit nennt. Nicht wahr, Walter, das ist sie doch?"

Verschmitzt lächelnd sah er ihn an.

Walter erwiderte: „Mir gefiel Frau Waldau besser."

„Ja, Frau Eva — mit der vergleiche ich sie ja doch gar nicht. Das ist etwas ganz anderes. Das ist eine Frau wie meine gute ‚Alte'." Er umfaßte sie zärtlich. „Die andere ist ein Irrwisch, aber ein hübscher! Morgen kommt Waldau mit ihr zu Pferde. Sie lernt reiten. Da kannst du, mein liebes Altchen, ja deine Beobachtungen fortsetzen. Und nun komm, Walter, wir trinken drüben noch ein Glas Bier und rauchen einen guten Tabak. Wir wollen meiner Gattin ihr Heiligtum nicht verräuchern."

Er schob seinen Arm in den des Sohnes und führte ihn mit sich fort.

Nach dem behaglichen Plauderstündchen in Herrn Runges Zimmer zog es Walter ins Freie. Sein heißes, unruhiges Herz, das schon so oft beim Anblick eines schönen Mädchens oder einer anziehenden Frau schneller geschlagen, hatte beim Zusammensein mit Eva zuerst in

Digitized by Google

wildem, heftigem Begehren nur den Wunsch empfunden, sie oft sehen, sie lieben, sie umwerben zu können. Doch bald fühlte er, daß vor ihrem reinen Sinn alle Wünsche schweigen müßten. Wie klar war ihr Auge. Wie unschuldig ihr Blick. Wie harmlos zutraulich ihr Benehmen. Und er schwor sich, nie diese Unschuld zu verletzen, nie mit raschem Blick oder Wort ihr zeigen zu wollen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht.

War sie doch die Gattin eines anderen. Ja, wenn sie frei gewesen wäre! Dann hätte sie sein werden müssen. So aber mußte er sein Herz zur Ruhe zwingen. Und das konnte er am besten, wenn er draußen sich die kalte Nachtluft um die Stirne wehen ließ, wenn er umherwanderte in den dunklen Parkwegen, bis er sich müde gelaufen hatte, daß er, im Hause angekommen, sich gleich ins Bett legte und den Schlaf der Jugend schlief.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Welt auf Stelzen

Von Horst Molter / Mit 11 Bildern

Wer heute im Automobil auf einer Landstraße dahinrast oder ein Motorrad oder ein gewöhnliches Zweirad benützt, verlangt eine Glätte und Sauberkeit der Verkehrswege, wie man sie von den asphaltierten Straßen der Großstädte gewohnt ist, die in guten Zeiten während der Nacht mit Wasser besprengt und gereinigt wurden, so daß am Tage der Wind keinen Staub fand, den er aufwirbeln konnte. Seit den letzten Jahren ist der Zustand der Landstraßen zwar nicht überall ganz einwandfrei, aber es wird doch kaum mehr so schlimm werden, wie es einmal gewesen ist. Max von Boehn schildert in seinem Buche über die Biedermeierzeit, wie es bei uns vor etwa hundert Jahren mit den kleinen und großen Verkehrswegen beschaffen war. Im achtzehnten Jahrhundert betrachtete man schlechte Straßen als einen Vorteil für das Land, man hielt dafür, daß der Bürger sein Geld nicht nach auswärts tragen könne, und sagte sich, wenn Reisende auf schlechten Wegen möglichst lange aufgehalten würden, müßten sie an Zehrung und Reparaturkosten für ihre Wagen ein schönes Stück Geld zurücklassen. Schließlich vertrat man die Meinung, schlechte Straßen böten im Kriegsfall den Vorteil, daß der Feind nicht so schnell ins Land käme.

Nach den Befreiungskriegen sah es denn auch auf den Straßen schauderhaft aus; sie waren stellenweise von großen Schlünden zerrissen und grundlos, so daß die Wagen darin versanken. Im Jahre 1817 befand sich die Straße von Ballenstedt nach Bernburg in einem so kläg-

Digitized by Google

Schäfer im Departement Landes bei Arcachon, Südfrankreich.

lichen Zuſtand, daß ein Wagen für die fünf Meilen lange Strecke zwölf Stunden brauchte und die Poſt, die nur an zwei Tagen in der Woche verkehrte, ſtets umwarf. Von 1820 bis 1834 wurden in Preußen für Straßenbau

Digitized by Google

über elf Millionen Taler ausgegeben. Vor allem besserten sich die Verhältnisse auf den großen Hauptverkehrsadern, abseits im Lande blieben die Wege noch lange Zeit fürchterlich. Wie Fritz Reuter erzählt, waren in Mecklenburg kleine Städte im Winter außer Verkehr mit der Welt, denn im Schlamme lehmiger Vizinalwege blieben alle Wagen hoffnungslos stecken. Hoffmann von Fallersleben fuhr 1836 durch die Lüneburger Heide, ohne Weg, nach dem Kompaß! Solche Touren nahmen den Charakter von Entdeckungsreisen in fernen Weltteilen an. In der Gegend um Gotha konnte man, wenn es geregnet hatte, nicht über Land fahren; man mußte trockenes Wetter abwarten. Wenn man um 1818 von Bremen aus ein zwei Meilen davon im Hannöverschen gelegenes Dorf besuchen wollte, fuhr man am frühen Morgen ab, weil die Pferde den bis an die

Landleute auf dem Weg zum Markt im Departement Landes.

Digitized by Google

Der Briefträger im Departement Landes.

Achsen im Sand einsinkenden Wagen Schritt vor Schritt ziehen mußten. Bei heißem Wetter wäre dies einer Fahrt durch die Wüste gleich gekommen. Unter solchen Umständen begreift man, daß selbst Leute, denen alle Bequemlichkeiten für eine Reise zu Gebote standen, ihre Häuslichkeit nicht gerne verließen. Zwang der Verhältnisse oder

Digitized by Google

abenteuernder Wagemut brachten die Menschen jener Zeit dazu, sich auf die Landstraßen zu wagen. Ein Vergnügen war das Reisen damals keinenfalls.

Abgesehen vom Fernverkehr, war es auch in den Straßen der Städte nicht zum besten bestellt. In der Residenzstadt Weimar kam es nach regnerischen Tagen oder Wochen häufig vor, daß man auf den Straßen von Stein zu Stein über große Lachen und grundlose Pfützen springen mußte. Wem das zu beschwerlich fiel, der verzichtete lieber auf einen Besuch und wartete ab, bis es wieder trocken wurde.

In früheren Jahrhunderten sah es in den meisten großen Städten nicht besser aus. Aber man wußte sich zu helfen. Es gab eigentümliche Holzgestelle, die man sich unter die Schuhe an die Füße band, um damit durch den Brei der aufgeweichten Straßen zu stelzen.

Wer könnte sagen, wie alt diese oder ähnliche Hilfsmittel sind, wo sie zum erstenmal erdacht und angewandt wurden, um bei grundlosen Wegen nicht durch den Schmutz oder über Moorboden waten zu müssen, oder auf beschwerliche Weise durch den Sand des Binnengeländes oder der Dünen zu stapfen? Die griechischen Jäger befestigten hohe Gestelle mit Riemen an den Füßen, und der Dichter Aischylos führte diese — Kothurn genannte — Vorrichtung bei den Schauspielern in der Tragödie ein, um gewissen Gestalten ein höheres, übermenschliches Ansehen zu geben. Niedrigere Gestelle dieser Art trugen die Darsteller einzelner Rollen auch in der Komödie.

Man darf annehmen, daß die Versuche, die Füße künstlich zu verlängern, ein hohes Alter haben. Und vielleicht liegt es nicht zu ferne, wenn man annimmt, der Mensch sei auf diesen Gedanken durch Beobachtung gewisser Tiere geraten. Wo an Flußufern, im Brackwasser, an Sümpfen

Digitized by Google

und Moräſten große und kleinere Vögel nach Nahrung ſuchten, ſah man überall hochbeinige Geſtalten mit langem Hals und Schnabel. In allen Weltgegenden waren es zwar von Anſehen andere Geſchöpfe, eines aber war allen gemeinſam: die langen Beine. Alle wateten damit im Waſſer umher: Flamingos und Marabus, Reiher, Trappen, Störche, Kraniche oder die kleineren Regenpfeifer und Schnepfen. Auf maſſigen, breiten Zehen eilte der ſchnelle, hochbeinige Strauß durch den weichen Wüſtenſand und auch das breithufige Dromedar, Kamel und die flinke Giraffe beſaßen den gleichen Vorteil natürlicher Körperbildung.

Ein Jäger im Departement Landes.

Dem ſinnenden, erfinderiſchen Menſchen mußte es eines Tages gelingen, ſich Hilfsmittel zu beſchaffen, die es ihm, gleich den im Sumpf watenden Vögeln, ermöglichten, ſich auch dort ſicher zu bewegen, wo es ihm ſonſt von Natur aus verſagt war. Auf Stelzen dahinzuſchreiten, lernte der Menſch in weit voneinander entfernten

Digitized by Google

Weltgegenden. Forschungsreisende fanden den Gebrauch hölzerner Stelzen bei den Eingeborenen der Markesainseln; man kennt sie in Ostasien und Europa. Die Gaukler Indiens und die des alten Rom zeigten bei Festen ihre halsbrecherischen Wagestücke. Wenn man wagen darf, von „ursprünglich" zu reden, dann dürfte die praktische Anwendung der Stelzen den Kunststücken der Gaukler vorausgegangen sein.

Im südwestlichen Frankreich erstreckt sich vom Meerbusen von Biskaya, von der Mündung des Adour bis zur Gironde in einer Länge von etwa zweihundertdreißig und in Dreiecksform fünfzig bis neunzig Kilometer landeinwärts eine Heidestrecke, die aus sandigen Flächen und Morästen mit spärlichem Pflanzenwuchs besteht. Flugsand lagert sich oft in großen Massen und bildet dünenartige Wälle, die in ständiger Bewegung sich wandeln und die Anlage von Fußpfaden unmöglich machen. Dazu kommt noch, daß der größtenteils flache, tonhaltige Boden Wasser nur in geringer Menge aufnimmt und einsickern läßt. Bei häufig eintretenden Überschwemmungen sammelt sich das Wasser in ausgedehnten, wenn auch meist nur seichten Becken an, die erst nach längerer Zeit wieder austrocknen und verdunsten. Unter solchen Umständen ist in dieser Gegend die Anlage von Wegen, die während aller Jahreszeiten dauernd benützt werden könnten, schwierig, ja teilweise ganz unmöglich und der Verkehr stark beeinträchtigt. Die tiefer gelegenen Gegenden sind im Frühjahr meilenweit mit Wasser bedeckt, das wegen der unmittelbar am Strande sich entlangziehenden Dünen keinen Abfluß zum Meere findet. Um den über siebentausend Quadratkilometer umfassenden Distrikt der Kultur zu gewinnen, ist seit über einem halben Jahrhundert viel geschehen, und es gelang allmählich, größere

Digitized by Google

Strecken der eigenartigen Natur des Geländes durch Anpflanzung von Kiefern teils in Wald und durch Drainage in Wiesen zu verwandeln. Die Bewohner dieser Gegend, meist dem baskischen Stamme angehörig, betreiben hauptsächlich Viehzucht und führen, namentlich im westlicheren, der Küste nahegelegenen Teile, wo zahlreiche Sümpfe, Teiche, kleine Seen und Wasserläufe vorhanden sind, ein ungewöhnliches Leben. Stelzen verschiedener Größe sind dort unentbehrlich Sie werden mit Lederriemen befestigt, wobei man sich beim „Anschirren" auf eine erhöhte Fensterbank oder eine aufgestellte Leiter setzt. Zum Aufsteigen und Schreiten, sowie auch zu allerlei anderen Verrichtungen wird ein langer Stock benützt. Sollen die Hände frei bleiben, so stützt man sich im Rücken damit, steht also gewissermaßen auf drei Beinen. So beaufsichtigt der Schäfer seine Herde, die er über Sümpfe, Sandwälle und Gestrüpp führt; selten müßig, beschäftigten sich die Männer früher beim Hüten mit Nähen oder

Der Stelzenläufer Dornon.

Digitized by Google

Stricken. Der Stock dient auch zum Überspringen von Wasserläufen und morastigen Stellen. Daß auch der Briefträger zu seinen Gängen Stelzen benützt, ist leicht zu verstehen. Im Winter befestigt er noch an den „Füßen" dieser Hilfsmittel schlittenkufenartige Platten aus Holz,

Hochzeitszug auf Stelzen in der Mandschurei.

um nicht zu tief in den Schnee einzusinken. Da die Gascogner im Departement Landes von Jugend auf an den Gebrauch von Stelzen und Stock gewöhnt sind, erlangen sie einen hohen Grad von Geschicklichkeit; sie sind mit den künstlichen Hilfsmitteln fast verwachsen. In kurzer Zeit durcheilen sie mit weitausgreifenden Schritten große Strecken und laufen mit einem bespannten Wagen um die Wette. In früheren Zeiten waren solche Wettläufe eine beliebte Volksbelustigung. Als im Jahre 1808 die Kaiserin Josephine mit Napoleon I. in Bayonne ein-

Digitized by Google

traf, schickte die dortige Gemeinde zum Empfang eine Eskorte junger Stelzenläufer, die große Strecken hindurch dem Wagen das Geleite gaben und von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst wurden.

Vor etwa dreißig Jahren erregte der „Spaziergang"

Litauische Torfgräber durchschreiten ein Moor.

eines Gascogners, Sylvain Dornon, ziemliches Aufsehen. Er legte, auf Stelzen schreitend, die Strecke von Paris bis Moskau in achtundfünfzig Tagen zurück.

Ein Jäger auf Stelzen ist gewiß ein ungewohnter Anblick. Im Moorgelände und den Sümpfen der oben geschilderten Gegend bietet diese Ausrüstung den Vorteil, Schnepfen, Wildenten und allerlei andere Vögel in ihrem Element aufzustöbern und zu erlegen. Der hoch auf Stelzen schreitende Jäger vermag große Strecken zu übersehen und durch dick und dünn seine Beute aufzuspüren.

Digitized by Google

Ein Stab, mit einer eisernen Klaue an der Spitze versehen, dient ihm dazu, das erlegte und vom Hund apportierte Wild zu sich emporzuhissen und in seiner Weidtasche zu bergen.

Wenn auch in neuerer Zeit in diesen Gegenden die

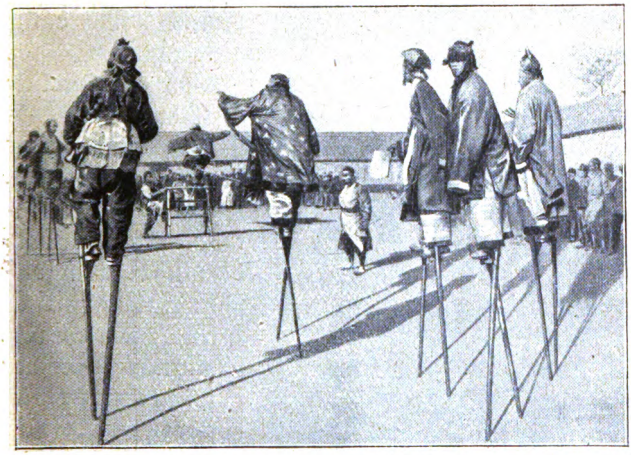
Reisende chinesische Komödianten führen ein mythisches Schauspiel auf.

Eisenbahn benützt werden kann, so sind doch die Stelzen und der lange Stock immer noch unentbehrliche Verkehrsmittel.

Zwischen Insterburg und Eydtkuhnen dehnen sich an der nördlichen Grenze viele Heidestrecken und Moore hin. Dort wird, hauptsächlich in Balluf, Torf gewonnen. Wehe dem Ortsunkundigen, der es unternimmt, diese gefährlichen Strecken allein zu begehen. Im trügerischen Moorgrund ist schon mancher spurlos verschwunden, der sich in die Einöden von Balluf wagte, wo es weder Wege noch Wegweiser gibt und einzelne sichere Pfade nur den Einheimischen bekannt sind. In diesen Gebieten

Digitized by Google

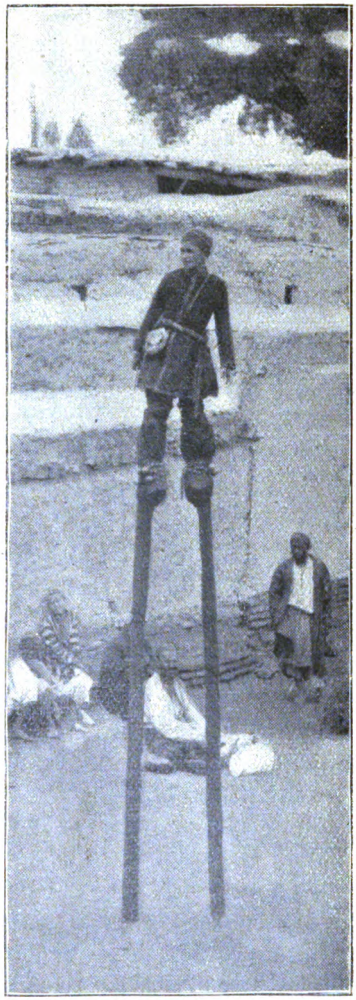
gibt es dort, wo Torf gegraben wird, auch manche Stellen welche unter der seichten Schicht von Sumpf und Morast oder dem flachen Torfmoor einen harten, undurchlässigen Grund haben. In diesen Teilen benützten die Eingeborenen hohe Stelzen, da fast überall Wasser steht. Diese Stelzen



Eine Volksbelustigung in China: Der Sprung der Stelzenläufer bei den Neujahrsfesten.

sind oft bis zu eindreiviertel Meter hoch und haben einen Tritt mit Zehenkappe, Hinterleder und Lederriemen zum Festschnallen, wie dies bei den alten Schlittschuhen der Fall war. Um auf diese hohen Stelzen aufsteigen zu können, ist an denselben in halber Höhe eine Lederschlinge angebracht, in welche man die Füße setzt, um auf die Stelzen hinaufzukommen. Ist das geschehen, so wird der Fuß mit dem Lederriemen festgeschnallt. Auf unserer Abbildung S. 109 ist dieser Vorgang gut erkennbar. In diesen Gegenden braucht niemand einen Stock

Digitized by Google



Stelzenlaufen der Sarten.

oder eine lange Stange, um sich darauf zu stützen. Nur die Jäger in den litauischen Sumpfmooren, die sich gleichfalls der Stelzen bedienen, sind damit ausgerüstet.

Auch in Ostasien, der Mandschurei, dienen in gewissen Gegenden den Stelzen als Verkehrsmittel. Während der Regenzeit verwandeln sich die auch sonst schlechten Wege in knietiefen Schlamm. Große Tümpel und Lachen trennen einzelne Gehöfte voneinander. So ward es auch dort nötig, daß sich die Bevölkerung von Jugend auf im Stelzengehen üben und zu großer Geschicklichkeit gelangen mußte. Wird in diesen Gegenden eine Hochzeit gefeiert, so wird nach offenbar uraltem Brauch die verschleierte Braut ihrem Zukünftigen auf Knie-

Digitized by Google

stelzen schreitend ins Haus gebracht. Da sie wegen des dichten Schleiers nicht zu sehen vermag, wird sie von zwei Begleitern, die gleichfalls auf Stelzen gehen, an beiden Händen gefaßt und geführt. Nach landesüblichem Herkommen muß auch das Hochzeitsgefolge auf Stelzen folgen. Dieser Vorgang wirkt umso seltsamer, als dieser Stelzenlauf bei den Hochzeitsfeiern auch dann als unerläßlich gilt, wenn alles trocken ist. In China wird auch in Gegenden, wo die Stelzen als Verkehrsmittel sonst nicht gebraucht werden, das Laufen darauf als öffentliche Lustbarkeit getrieben. Wandernde Schauspieler und Gaukler zeigen ihre Geschicklichkeit auch bei den großen Neujahrsfestlichkeiten.

Hopfenbauer auf Stelzen.

Während dieser Jahreswechsellustbarkeiten gibt es in schier endloser Folge pantomimische Drachenkämpfe, Ballspiele und Feuerwerke. Eine höchst eigenartige dieser alten Vergnügungen ist das Wettspringen der Stelzenläufer, die dabei eine staunenerregende Gewandtheit entwickeln. Das zu nehmende Hindernis ist anfänglich nur ein ziemlich niedriges, bockartiges Gestell, das durch

Digitized by Google

Aufsetzen weiterer Holzteile ständig erhöht wird, und das zuletzt eine ansehnliche Pyramide bildet, die auf den hohen Stelzen mit Sicherheit zu überspringen nicht ohne vorherige sportmäßig betriebene Übung möglich ist.

Bei uns sind die Stelzen als Zirkusgerät und als Kinderspielzeug bekannt. Bei Fastnachtslustbarkeiten bieten sie ab und zu einzelnen turnerisch gewandten Spaßvögeln die Möglichkeit, als Riesen aufzutreten. In Italien und Südfrankreich gehören diese auf mehr als meterhohen Stelzen sicher einherschreitenden Giganten zu den unvermeidlichen Erscheinungen eines lustigen Karnevaltreibens.

Aber auch als Hilfsmittel in der Landwirtschaft dienen die Stelzen. In England wird der Hopfen an sechs bis neun Meter hohen Stangen gezogen. Man verbindet sie untereinander mit Draht, wodurch das verhältnismäßig leichte Gestänge nicht nur mehr Sicherheit gegen Winddruck erhält, sondern der Hopfen Gelegenheit findet, sich darüber hinweg weiter zu ranken. Da nun die Hopfenstangen nicht so stark sind, daß man zum Anbringen der Drähte eine Leiter anlegen könnte, verwendete man zum Aufspannen der Drähte freistehende Bockleitern, die beim Arbeiten von Stange zu Stange fortgeschoben werden mußten, und da man das wiederholte Auf- und Absteigen zeitraubend fand, geriet man auf den Gedanken, die Arbeit auf Stelzen gehend vorzunehmen. Der Anblick mutet wohl absonderlich an, aber es ist doch leicht einzusehen, daß die Stelzen für diesen Fall recht zweckdienlich sind. Wäre die Übung, von klein auf Stelzen zum Verkehr zu benützen, auch anderwärts mehr vorhanden, so gäbe es gewiß noch allerlei andere Verrichtungen, die man auf Stelzen schreitend und stehend ausführen könnte.

Digitized by Google

Amerikanisches Prärieleben

Erlebnisse aus Wild-West / Von O. Meyer

Wer als Berufsarbeiter, sei es geistiger oder werktätiger Art, einmal nach Amerika verschlagen wird und dort nicht gleich in seinem Fach Stellung und Verdienst findet, der braucht sich, nach dortiger Auffassung, nicht zu genieren, vorerst andere, wenn auch ganz untergeordnete Arbeit zu suchen, da er sich ja selbst erhalten soll und muß im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. „Hilf dir selbst!" wird dem Eingewanderten — Grünhorn genannt — entgegengerufen, denn keine staatliche oder kommunale Unterstützung nach deutscher Art winkt ihm bei längerer Arbeitslosigkeit; darum heißt's: Zugegriffen, wo es irgendwelchen Verdienst gibt.

So erging es auch mir, als ich nach langem, vergeblichem Mühen, in meinem gewohnten Fahrwasser zu segeln, frischweg in den westlichen Staaten Landarbeit suchte. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts arbeitete ich den ganzen Sommer hindurch auf einer Sektion von Malcolms unendlicher Farm im Tale des Roten Flusses. Außer mir, als einzigem Deutschen, waren dort zwei Norweger, ein Schwede, etwa zwölf Irländer und etliche Yankees. Wir waren ungefähr zwanzig Mann auf unserer Sektion, ein Bruchteil Hunderter von Arbeitern dieser Farm. Unermeßlich hingedehnt, gleich einem Meer lag die Prärie da. Außer unserem Schlafschuppen und etlichen Ställen war weit und breit kein Haus zu sehen; weder Baum noch Busch, nur hohes Gras und Weizen, so weit man blickte.

Kein Vogelflug und -sang, kein anderes Leben als

Digitized by Google

das Wogen des Weizens im Winde und das Zirpen von Millionen Heuschrecken. Man schmachtete nach ein bißchen Schatten in der Glut der heißen Sonne. Wenn der Speisewagen mittags zu uns hinausfuhr, legten wir uns auf den Bauch unter die Pferde, um ein wenig Schatten während der Essenszeit zu haben. Wir gingen in Hut, Hemd, Hosen und Schuhen, denn bei wenigerm hätte uns die Sonne verbrannt. Riß nur ein Loch im Hemd beim Arbeiten, so gab es eine Blase auf der Haut.

Während der Weizenernte schafften wir sechzehn Stunden am Arbeitstag. Zehn Mähmaschinen fuhren auf den Äckern hintereinander tagaus, tagein. Von einem abgemähten Viereck ging's zum nächsten, alles niedermähend, während zehn Mann hinter uns Garben aufsetzten.

Hoch zu Roß, den Revolver stets zur Hand, scharf beobachtend, saß der Aufseher da und ritt jeden Tag seine Pferde müde. Bei jedem Unfall, Bruch einer Maschine, gleich war er da und besserte den Schaden aus oder schickte die Maschine fort.

Als der September und der Oktober herankamen, war es tagsüber noch immer recht warm, aber die Nächte empfindlich kalt. Wir froren erbärmlich und fanden keinen Schlaf dabei. Schon um drei Uhr morgens geweckt bei Dunkelheit, mußten wir die Pferde füttern und zur Arbeitstelle fahren, recht langen Weges. Dort dämmerte erst der Tag und bei entzündeten Heuhaufen uns erst erwärmend, tauten wir zugleich die Ölkannen auf, zum Schmieren der Maschinen. Aber lange währten diese Ruhepausen nicht.

Feiertage oder Sonntage gab's da nicht, nur Arbeitstage. Bei Regenwetter konnten wir nichts schaffen, lagen dann im Schuppen, spielten, rauchten oder schliefen uns gründlich aus. Unter uns war ein Irländer, ein großer,

Digitized by Google

schöner Mann, der auch Deutsch sprach. Er kam in einem seidenen Hemd auf die Farm und arbeitete stets darin, immer sein schmutzig gewordenes Hemd mit einem neuen seidenen vertauschend. Evans, wie er hieß, war kein guter Arbeiter; er schwärmte für Liebes- und Kriminalgeschichten.

Der eine Norweger war nicht viel wert und riß bald aus, und der andere blieb nur, weil er zum Davonlaufen viel zu phlegmatisch war.

Beim Dreschen suchte jeder möglichst weit von der Maschine weg einen guten Platz zu erlangen, denn Staub, Spreu und Sand flogen aus allen Löchern umher. Ein paar Tage lang war ich mitten im Feuer und konnte dies nimmer länger aushalten. Auf meine Bitte beim Aufseher bekam ich einen besseren Platz auf dem Feld zum Beladen der Wagen. Dies geschah jedoch nicht, weil ich ein Deutscher war, sondern aus Gefälligkeit.

Dieser amerikanische Aufseher hatte mit Neid bei meiner Ankunft auf der Farm bemerkt, daß ich eine Uniformjacke mit blanken Knöpfen trug, aus der Zeit, wo ich noch Pferdebahnschaffner in Chikago war, und diese Jacke erregte des eiteln Menschen Wohlgefallen, obwohl man auf Farmen keinen Staat haben konnte auf die Dauer. Für alle Fälle eines guten Vertragens und sonstiger Erleichterungen während der ganzen Arbeitsdauer bot ich ihm die Jacke an und nahm das Geld nicht, das er mir dafür geben wollte. Nach der Ernte erhielt ich von ihm eine andere gute Jacke dafür; er hatte sich auch vorher in mancher Art dankbar gegen mich bezeigt.

Beim Weizenaufladen gab es einmal eine nicht geringe Aufregung. Der Schwede kam angefahren, um eine Ladung zu holen; er hatte lange Stiefel an, in denen seine Hosen fast verschwanden. Beim Aufladen schaffte er mit

Digitized by Google

Riesenkräften auf dem Wagen und ich konnte nicht genug seinen Übereifer dämpfen. Jede Hocke bestand aus acht Garben und gewöhnlich nahmen wir nur eine Weizengarbe auf die Gabel zum Hinaufreichen auf den Wagen. Weil der Schwede mich aber ärgerte durch seinen Übereifer, nahm ich jetzt vier und überschüttete ihn förmlich damit. Da war aber eine Schlange versteckt in einer Garbe und glitt in seinen Stiefelschaft hinein. Schreiend stürzte der Schwede von der Fuhre. Die dunkelgefleckte Schlange hing ihm aus dem Schaft heraus. Sie biß ihn nicht und beim Fall zur Erde entschlüpfte sie schnell aus dem Stiefel und kroch über den Acker hin. Vergeblich verfolgten wir sie mit Gabeln, sie war flinker als wir. Die Maultiere vor dem Wagen zitterten noch vor Angst. Dann sagte ich dem Schweden, dies sei die Strafe für seine Geschäftigkeit. Von da an arbeitete er beim Verladen der Garben ruhiger.

Später wurde gepflügt, gesät, Heu gemäht und eingefahren, Weizen gemäht und gedroschen, bis wir endlich fertig waren und abgerechnet werden sollte.

Frohgemut, mit klingendem Geld in der Tasche, wanderten wir zwanzig Mann insgesamt zur nächsten Prärie-stadt. Der Aufseher begleitete uns, um mit uns den Abschied feucht-fröhlich zu feiern. Er trug meine Jacke mit den blanken Knöpfen.

Wer nie einen solchen Abschied zwischen Prärie-arbeitern erlebte, kann es sich kaum vorstellen, wie nach langen Entbehrungen aller Genüsse da mannhaft getrunken wird. Jeder spendiert eine Runde. Da kommen schon zwanzig Glas auf den Mann. Aber damit ist es nicht zu Ende, denn jeder will seine Vorgänger übertrumpfen und mancher verlangt fünf Runden als angehender „Gentleman". Wehe dem Wirt, der solche Fortsetzung

Digitized by Google

verweigert, ihm wird in der Bude alles kurz und klein geschlagen. Zwei Tage lang mindestens dauert solch ein Gelage und die Ortspolizei trinkt so fleißig mit, daß sie aus beiden Augen nicht mehr sieht, wenn hoch gespielt, gejubelt und geprügelt wird nach Noten.

Aber wir Farmarbeiter waren noch immer liebenswürdig gegeneinander im höchsten Rausch, was während der Arbeit im Sommer nicht oft der Fall war; jetzt aber beim Abschied war alle Feindseligkeit vergessen. Je mehr wir tranken, je weiter öffneten sich unsere Herzen, und wir schlossen in Umarmung Weltbrüderschaft. Der bartlose Koch, ein alter Buckliger mit hoher Weiberstimme, vertraute mir glucksend an, daß er als Norweger sich stets verleugnet hätte aus Furcht vor den Yankees; und Irländer wie Amerikaner versicherten mir, daß sie künftig keinen Deutschen mehr hassen und verachten würden.

Diese Reden und Beteuerungen wurden immer neu besiegelt durch Runden und Umarmungen. Aber der seitherige Drink mit gewöhnlichem Brandy war den anderen nicht mehr fein genug, es mußte besserer Stoff beigeschafft werden. Hoch vom Schankbord holten sie die feinetikettierten ausländischen Flaschen mit Weinen und Likören herab, schenkten ein und bezahlten ohne Murren den unverschämt hohen Preis. Evans war der Ärgste unter den Verschwenderischen im Traktieren. O wie sah jetzt sein seidenes Hemd aus! Schmutzig und zerrissen. Er aber blieb stolz und aufrecht in der Menge der Kneipenden, immer doppelte Runden fordernd und zahlend.

Evans suchte mich zu überreden, im Winter mit ihm in den Wäldern Wiskonsins als Holzhauer zu arbeiten. Sobald er besser ausgerüstet sei mit neuen Hemden, Hosen und neuen Romanen zöge er dahin und bliebe bis zum Frühjahr dort. Zwölf Jahre schon pendelte der

Digitized by Google

Sechsunddreißigjährige zwischen Wald und Prärie hin und her. Als ich ihn nach dem Grunde dieses meist einsam verbrachten Lebens fragte, da gab er mir kurz zur Antwort: „Die Verhältnisse". Mehr sagte er nicht.

Abends spielte er nun mit Würfeln und verlor viel Geld in der Trunkenheit. Er zeigte den Rest von Dollarscheinen, und der Irländer O'Brien riet ihm dringend, diese für die Eisenbahnkarte zu behalten. Doch dies dünkte Evans als Beleidigung.

„Das Reisegeld mußt du mir leihen, Irländer, als Revanche."

O'Brien schlug dies kurz ab und verließ das Zimmer. Das reizte Evans noch viel mehr; nun setzte er all sein Geld und verlor alles. Ruhig zündete er eine Zigarre an und fragte mich gleichmütig: „Willst auch du mir, Freund, kein Reisegeld leihen?" Ich war auch benebelt und reichte Evans meine Brieftasche mit allem Inhalt; damit wollte ich ihm meinen guten Willen zeigen, einiges davon abzugeben zum Reisegeld. Erst sah er mich und die Tasche zweifelnd an und als ich ihm zunickte, da sagte er kurz: „Danke schön," behielt zu meinem Schreck alles Geld für sich und spielte weiter. Ich ließ ihn erst gewähren in der Hoffnung auf besseres Glück, aber wenn er weiter verlor, wollte ich den Rest an mich nehmen.

Jetzt gewann er wieder; er war plötzlich nüchtern geworden und spielte bestimmt und schnell. Abwechselnd gewann und verlor er, doch der Gewinn hielt vor und nach einer Stunde gab er mir mein Geld zurück. Er besaß nun wieder einen Haufen Geldscheine und spielte weiter. Nun setzte er alles auf einen Wurf und sagte: „Ob Gewinn oder Verlust, Schluß mach' ich jetzt!"

Er gewann und verlangte gleich vom Bankhalter die Auszahlung der Summe. „Morgen," antwortete dieser,

Digitized by Google

„denn heute habe ich nicht so viel." Evans beruhigte sich. „Also gut, morgen aber sicher!"

Als wir ausgehen wollten, trugen einige Männer einen verstümmelten Leichnam herein. Es war O'Brien, der Irländer, der Evans kein Reisegeld leihen wollte und in seinem Schnapsdusel von einem Bahnzug überfahren wurde. Man legte ihn zur Erde nieder und deckte ihn zu. Dann suchten wir uns ein Bett im Haus und legten es in der Kneipe auf den Boden.

Am Morgen fragten wir Evans: „Hat der Bankhalter das Geld gegeben?"

„Noch nicht, denn ich habe draußen im Feld ein Grab geschaufelt für unseren armen Kameraden!"

Wir bestatteten O'Brien abseits von der Stadt in einer Kiste, die man uns im Hause gab. Alle kamen herzu und standen bewegt mit den Hüten in der Hand da. Jeder betete still für sich und damit war die Zeremonie beendet. Indes war der Bankhalter mit allem Spielgeld verschwunden. Gleichmütig nahm dies Evans auf, denn er hatte zum Glück noch anderes Glücksgeld übrig, womit er nicht nur seine Eisenbahnkarte bezahlen, sondern auch seine weitere Ausrüstung kaufen konnte.

Wir blieben noch bis zum Abend des nächsten Tages in der Stadt und führten das gleiche Kneipleben, aber ohne Spiel. Die meisten Arbeiter hatten keinen Cent mehr übrig, als sie den Ort verließen, und da sie keine Fahrkarten lösen konnten, schmuggelten sie sich in die Frachtwagen ein, im Weizen sich einnistend. Dem alten Koch erging es schlecht dabei, weil er zwar glücklich und ungesehen in den Wagen hineinkam, aber durch sein Singen in der Trunkenheit sich verraten hatte. So wurde er gefunden und hinausgeworfen. Als er durchsucht wurde, zeigte sich, daß er so viel Geld übrig hatte, daß er

Digitized by Google

für die anderen abgebrannten Kameraden leicht Fahrkarten lösen konnte; dieser Kerl war ein geiziger Filz.

Nun zerstreuten wir uns nach allen Himmelsrichtungen. Ein Schwede kaufte sich eine kleine Schießbahn in einer Stadt in Minnesota und der geizige Koch zog an die Küste des Stillen Ozeans. Evans aber ging sicher noch eine Weile in Seidenhemden umher und streute sein sauer erworbenes Geld mit vollen Händen aus. Im Sommer arbeitete er wohl in der Prärie und den Winter über in den dichten Wäldern Wiskonsins. Jeder von uns brachte sich irgendwie durch.

Mich, als einzigen Deutschen, zog es mächtig nach Milwaukee, der deutschesten Stadt im Nordwesten Amerikas, wo ich Landsleute, ihre Sprache und Sitten wiederfand, auch gutbezahlte Stellung im gelernten Fach. Aber als sogenannter Goldonkel, wie manche andere glücklichere Landsleute aus der Neuen Welt, kehrte ich leider nicht in meine alte Heimat Deutschland zurück, nur bereichert mit mehr Lebenserfahrungen und dem überschüssigen Reisegeld.

Das sind Erinnerungen eines „alten Amerikafahrers". Da könnte nun ein Auswanderungslustiger den Schluß ziehen: „Das war einmal so, aber jetzt ist es in Amerika doch anders geworden." In einem Punkt allerdings gibt man sich wohl keiner Täuschung hin, nämlich in der Berechnung des Geldwertes, der bei dem Tiefstand unserer Mark schwer ins Gewicht fällt. Wie steht es nun aber sonst um die Aussichten der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten? Einer der Vertrauensleute des „Deutschen Auslands-Instituts" in Stuttgart, Neues Schloß, einer Stelle, an die sich alle Auswanderungslustigen vertrauensvoll wenden sollten, schrieb kürzlich: „Häufig

Digitized by Google

hört man fragen, ob es ratsam sei, nach den Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern? Nach meinen Kenntnissen der Lage muß ich ganz entschieden mit ‚nein' antworten, denn ein mittelloser Einwanderer, ganz gleich welcher Rasse, der die englische Sprache nicht beherrscht, hat gar keine Aussicht, hier in Wettbewerb einzutreten. Wir haben hier zurzeit etwa fünf bis sechs Millionen Arbeitslose. Schon in normalen Zeiten ist es schwer für einen nicht englisch sprechenden Ausländer, eine Stelle zu finden. Solche Leute werden als Preisdrücker mißbraucht und zu Arbeiten herangezogen, welche die Einheimischen nicht verrichten wollen. Ein sprachunkundiger Deutscher wird hier ungefähr so, wie vor 1914 in Deutschland Polen und Galizier verwendet; man läßt ihn schwere Arbeit bei schlechter Behandlung und geringem Lohn verrichten. In Deutschland kann sich niemand von den hiesigen Verhältnissen eine richtige Vorstellung bilden, weil jeder den heimischen Verhältnissen entsprechend kalkuliert. Wenn die Regierung hier hundertsechzig, dreihundertzwanzig oder sechshundertvierzig Acker Land jedem frei als Heimstätte gibt, dann denkt ein tüchtiger und fleißiger Mann, er könnte es bald mit so viel Land zu Wohlstand bringen; tatsächlich jedoch weiß jeder hier, daß dies Land die geringen Gebühren nicht wert ist. Land, das man jetzt noch haben kann, ist Steinwüste und liegt Hunderte von Meilen von jeder Verkehrstraße entfernt. Es sind Millionen von Acker, aber niemand will das Land, denn es fehlen Verkehrswege und Verbindungen.

Wenn wir in Deutschland so arbeiten und uns schinden würden, wie wir das hier tun, wir würden dort ein besseres Leben führen. Denn Sonn- und Feiertage kennt die Mehrzahl der Arbeiter hier nicht, es ist kein Unterschied, ob es Weihnachten oder Neujahr ist. Wenn das Wetter

Digitized by Google

günstig ist, laufen die Pflugmaschinen Tag und Nacht, weil die Arbeiter froh sind, daß sie den Tagelohn verdienen können, und weil sie auch gar nicht wüßten, was sie an einem Feiertage anfangen sollten, Bier und Wein und Unterhaltung nach deutschem Sinn gibt es nicht. Nur Kinematographen, und was für welche! Gemütlichkeit kennen die Leute hier nicht, sie sind nicht mal fähig, dieses Wort zu übersetzen, es gibt keinen englischen Ausdruck dafür.

Ich will jedoch nicht sagen, daß es hier kein Ausländer zu etwas bringen kann, er hat hier dieselben Aussichten als in seinem Heimatlande — sobald er Englisch sprechen kann. Bei harter Arbeit und genügsamer Lebensweise ist es möglich, nach und nach sich herauszuknausern aus der täglichen Tretmühle, doch solange man für Tagelohn arbeiten muß, ist es unmöglich, emporzukommen, weil der Tagelohn nicht größer ist, als die notwendigen Lebenskosten, es heißt also acht bis zehn Stunden, stellenweise zwölf Stunden für Tagelohn täglich arbeiten und dann noch vier bis fünf Stunden extra täglich eigene Arbeit tun, und wenn das jemand in Deutschland leistet, dann kann er auch vorwärts kommen, besonders wenn er das erworbene Geld nicht für Vergnügungen ausgibt."

Man sieht daraus: zwischen damals und heute hat sich nichts geändert. Die Vereinigten Staaten sind kein paradiesisches Land, in dem Milch und Honig umsonst fließt, und das goldreiche Eldorado ist eine romantische Sage. Und mit dem Tröster Alkohol stimmt das nun auch nicht mehr, denn in den Vereinigten Staaten besteht gesetzlich ein Alkoholverbot.

Digitized by Google

Ist äußerliche Schönheit der Tiere ein sicheres Anzeichen ihrer Leistungsfähigkeit?

Von Dr. med. vet. Franz Stolberg

In den letzten Jahren hat sich in der Kleintierhaltung eine bedeutende Wandlung vollzogen und im Zusammenhang damit ist ein begreifliches Interesse an allem entstanden, was sich auf Rassefragen und damit verwandte Gebiete der Tierzucht bezieht. Selbst Stadtbewohner, die vorher nie daran dachten, sich mit derartigen Dingen auch nur oberflächlich zu befassen, sehen sich nun veranlaßt, über Tauben- und Hühnerhaltung oder die Wahl und Aufzucht von Kaninchen und Geißen in mehr oder weniger verständiger Weise zu sprechen. Zahlreich sind die über Kleintierhaltung herausgegebenen Bücher und Broschüren, und fast in allen Zeitschriften sind Aufsätze erschienen, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Aber der größte Teil von allen Ratschlägen ging und geht doch meist von Mund zu Mund; die persönliche Vermittlung von theoretischen Kenntnissen und praktischen Erfahrungen überwiegt bei weitem die aus guten Abhandlungen zu gewinnenden Anregungen und Kenntnisse. Es liegt in der Richtung unserer Zeit, daß sich überall Interessengruppen bilden. Siedlervereinigungen entstanden; Schrebergärtenpfleger und Kleintierhalter schlossen sich zusammen. In diesem Organisationsdrang liegt ein gesunder Kern; der einzelne bekennt durch den Wunsch zum Zusammenschluß, daß er sich nicht ohne weiteres für befähigt hält, richtig und ziel-

Digitized by Google

bewußt vorgehen zu können. Aber aus diesen Formen der Vereinigung entstehen doch wieder nicht geringe Gefahren für die Vermittlung zureichender Kenntnis. Vieles Dilettantische, ja geradezu Schädliche wird auf diese Weise erfolgreich verbreitet. Es kommt zu Massenauffassungen, die darum nicht richtiger sind, weil sie von vielen geteilt und als gültig angesehen werden. Meist übernimmt man ja in breiten Schichten doch immer nur die Gedanken und Meinungen von vorgestern, die sich durchaus nicht mit der Erkenntnis und den Erfahrungen jener Kreise decken, die in derartigen Fragen wichtige und wertvolle Einsichten zu bieten haben. Dazu gesellt sich noch ein fast allen Menschen gemeinsamer Trieb zur Eigenbrödelei und Rechthaberei, Eigenschaften, die sich manchmal geradezu verhängnisvoll geltend machen.

In den Kreisen der Kleintierhalter hört man heute überall in mehr oder weniger oberflächlicher Weise von Rassefragen sprechen. Und dabei kommen meist Anschauungen zum Ausdruck, die in der äußerlichen Oberflächlichkeit der Begründung und Beweisführung an Meinungen erinnern, die vor Jahrtausenden als richtig angenommen wurden und seitdem längst in ihrer Nichtigkeit bloßgestellt worden sind. Man beurteilt den Wert von Tieren lediglich nach ihrem Aussehen, hält sich dabei an ihre „schöne" Gestalt und wertet ihre angeblichen Eigenschaften nach Form und Farbe. Und doch ist diese Art des lediglich ästhetischen Urteils durchaus irreführend, wie dies von den besten Tierkennern behauptet wird. Man hat, meist von früheren landwirtschaftlichen Schaustellungen, in Erinnerung behalten, welch entscheidender Wert auf das Aussehen nach Rasse, Form, Farbe und Abzeichen gelegt worden ist, und glaubt nun daran umso gewichtiger festhalten zu müssen, weil diese Er-

Digitized by Google

scheinungsformen vermeintlich genau meßbar und weitgehendst sicher bestimmbar sind. Man bedenkt dabei aber nicht genügend, daß die Leistungsfähigkeit der Tiere, je nach den an sie zu stellenden Anforderungen, weit wichtiger zu nehmen ist, als das „schöne", den „Geschmack" befriedigende Aussehen, der obendrein der wechselnden Mode unterworfen ist. Nicht nur beim Menschen, auch beim Tier führt es zu verhängnisvollen Trugschlüssen, wenn man das Ergebnis formaler Schätzung als wertvollsten Hinweis auf zu erwartende Leistung nimmt. Der Humorist Oberländer, uns allen aus seinen Zeichnungen in den „Fliegenden Blättern" bekannt, der nicht nur ein Spaßmacher, sondern ein klarer Kopf ist, gab einmal seine Auffassung kund, als man sich allgemein mit Vererbungsfragen beschäftigte, so wie man jetzt wieder einmal über Geistermanifestationen schwätzt. Er zeichnete einen häßlichen Bauern und eine „bildsaubere, schöne" Bäuerin. Der Bauer sagte: „I bin g'scheit, aber häßlich. D' Mirzl is dumm, aber schön. Jetz' heirat i d' Mirzl. Nachher werd'n meine Kinder so g'scheit wie i und so schön wi d' Mirzl." Auf einer zweiten Zeichnung stand der Bauer da mit einem Weib; links und rechts neben beiden ihre Kinder; Mädel und Buben. Der Bauer aber kratzte sich nachdenklich hinterm Ohr und sagte: „Nix is. Jetzt san d' Kinder so häßli' wie i und so saudumm wie d' Mirzl."

Die Vererbungslehren sind eben doch nicht so einfach, als daß sich sicher bestimmen ließe wie ihre Ergebnisse ausfallen müßten, wenn gewisse verstandesmäßige Voraussetzungen erfüllt worden sind.

Wunderliche Wege ist man in der Tierzucht gegangen. Man glaubte steif und fest daran, daß formale Schönheit gleichbedeutend mit Leistungsfähigkeit sein müsse. Man

Digitized by Google

dachte sich ferner allerlei Kunterbuntes über die Färbung der Tiere und wähnte aus der Tönung des Felles sichere Anhaltspunkte über ihren Charakter und ihre Leistung erschließen zu können. Die alten Denker hatten sich eine Theorie zurechtgefabelt, wonach es nach der von ihnen angenommenen Lehre vier Elemente geben sollte, aus denen die ganze Welt und alles was da „kreucht und fleucht" entstanden und zusammengesetzt sein sollte. Daraus leiteten sie die Idee der vier Temperamente ab, an deren Richtigkeit Jahrtausende hindurch kein Mensch zu zweifeln wagte. Man hielt nach der Farbe, die man als Eigenschaftsoffenbarung nahm, das braune Pferd für sanguinisch, das rote, den Fuchs, für cholerisch, den Rappen für melancholisch und der Schimmel galt als phlegmatisch. Nach den vier Farben der Elemente bestimmte man Aussehen und Art der Temperamente. Schwarz, Weiß, Rot und Gelb spielten dabei eine bestimmte Rolle. Ein arabisches Sprichwort vom Pferd lautet: „Der Fuchs ist das beste Pferd, der Braune ist am flüchtigsten, der Rappe am ausdauerndsten, am gesegnetsten ist das mit der weißen Stirne." Diese Auffassung findet sich im wesentlichen auch in einer arabischen Erzählung. „Ben Dyab, ein berühmter Scheich der Wüste, der eines Tages von Sad-el-Zenaty verfolgt ward, wandte sich seinem Sohne zu und fragte: ‚Was für Pferde sind in der Front des Feindes?' Der Sohn erwiderte: ‚Weiße Pferde!' ‚Das ist gut; laßt uns auf die Sonnenseite reiten und sie werden wegschmelzen wie Butter.' Einige Zeit nachher wandte sich Ben Dyab wieder seinem Sohne zu und fragte: ‚Was für Pferde sind jetzt in der Front des Feindes?' Der Sohn rief: ‚Schwarze Pferde!' ‚Das ist gut! Wir wollen uns auf steinigen Boden begeben und wir werden nichts zu fürchten haben; sie sind wie die Neger

Digitized by Google

des Sudans, die nicht barfüßig auf den Kieselsteinen gehen können.' Er änderte die Richtung und die schwarzen Pferde blieben bald zurück. Ben Dyab fragte ein drittes Mal: ‚Was sind jetzt für Pferde in der Front des Feindes?' Ben Dyabs Sohn erwiderte: ‚Dunkelkastanienbraune und dunkelrotbraune.' Da sagte Ben Dyab: ‚In diesem Falle streicht aus, meine Kinder, streicht aus und gebt euren Pferden die Sporen; denn diese könnten uns vielleicht einholen, wenn wir den unserigen nicht den ganzen Sommer hindurch Gerste zu fressen gegeben hätten." Daraus ersieht man die Bevorzugung des „roten" Pferdes, des Fuchses. Als Elementarvertreter des Planeten Mars, des Kriegsgottes, dessen Farbe rot ist, besaß nach alter Annahme der Fuchs kriegerische Eigenschaften, deshalb züchtete man jahrtausendelang besonders auf diese Farbe; der Fuchs wurde überall das bevorzugte Soldatenpferd und ist es bis zum Weltkrieg geblieben. Wäre in früheren Zeiten die feldgraue Tönung aus praktischen Gründen für wichtig gehalten worden, man hätte gewiß alles daran gesetzt, Pferde zu züchten, deren Farbe „dem Gelände angepaßt" erschienen, und hätte dann Stein und Bein geschworen, daß Pferde von dieser Farbe die besten für den Felddienst seien.

Wenn heutige Pferdezüchter feststellten, daß die Fuchsfarbe der Pferde am häufigsten durch Rückschlag erscheine, so ist das wohl sicher darauf zurückzuführen, daß sie früher die verbreitetste und bevorzugteste Farbe bei gezüchteten Pferden war. Wenn man neben den fuchsfarbenen Pferden auch die Rappen bevorzugte, und zwar bis in die neueste Zeit — man denke an die schwarzen ostpreußischen Trakehner —, so hat dies seinen Grund gleichfalls in einer vermeintlichen Temperamentseigenschaft, die sich in der Farbe erkennen ließ. Man hielt den

Digitized by Google

„melancholischen" Rappen für ausdauernd, wenn auch weniger flink als den sanguinischen Braunen. Der phlegmatische Schimmel kam als Militärpferd nicht in Frage; dafür galt er um dieser Eigenschaft willen, und da man mit diesem Temperament besondere Klugheit verbunden wähnte, als besonders dressurfähig. Der Schimmel ist seit alter Zeit das Lieblingspferd im Zirkus gewesen. Da zum Sonnengott weiße Rosse gehörten, ihre Farbe war rein wie das Licht, ritten Könige und Feldherren auf Schimmeln.

Von all diesen liebenswürdigen Phantastereien ist auch im Glauben der Leute noch ein fast unausrottbarer Rest lebendig geblieben; der Schimmel gilt als ruhig, still, fromm und klug; der rote Fuchs als „feurig" und cholerisch; das ist ein komisch anmutender Rest erdichteter Eigenschaften, die angeblich und vermeintlich in der Farbe zum Ausdruck kamen. Man darf jedoch ruhig behaupten, zwischen der Farbe und Eigenschaften besteht nicht der geringste Zusammenhang irgendwelcher gesetzmäßiger Beziehungen.

Neben dem Glauben an derartige Theorien, die so lange bestimmend für die Zucht gewesen sind, bestand in der Praxis eine Auffassung, die sich im Urteil *nicht* an *Form* und *Farbe* hielt, sondern an *Leistung*. Im vorigen Jahrhundert äußerte sich Abdel Kader zu dem General Daumas: „Allah schützt die Gläubigen vor dem Verderb ihrer Pferdezucht durch die Ankäufe der Ungläubigen dadurch, daß diese so verblendet sind, den *Wert eines edlen Wüstenpferdes* nach seiner *äußeren Erscheinung beurteilen* zu wollen, und demzufolge stets nur das *Schlechtere* zu erwerben." Der leider zu früh verstorbene Emil Pott, der vor über zwanzig Jahren seine Stimme gegen den Formalismus in der landwirt-

Digitized by Google

schaftlichen Tierzucht erhob, sagte mit Recht: schön und gut ist nicht identisch; er nannte den Kultus, der mit den sogenannten charakteristischen Farben und Abzeichen bestimmter Haustierrassen und -schläge getrieben wird, geradezu verhängnisvoll für die Zucht, denn diese Merkmale haben durchaus nicht dieselbe Bedeutung wie die Farben und Abzeichen wilder oder in ganz primitiven Zuchtverhältnissen lebender Geschöpfe. Die Farben und Abzeichen der letzteren sind keine zufälligen Erscheinungen; sie sind bedingt durch Lebensumstände, die unberechenbar lange und beständig fortdauernd, jene allmählich zur Ausbildung und Festlegung brachten. Die im Naturzustande lebenden Verwandten unserer Haustiere sind im großen ganzen meist einfarbig und haben nur an gewissen Körperstellen dunklere Schattierungen oder hellere Haarfärbungen, mitunter wohl auch Flecken und Streifen, aber keine Abzeichen. Scheckige Tiere sind unter den wildlebenden Arten und auch unter den ganz primitiven (abgesehen von degenerierten mischblütigen) Haustierrassen sehr selten. Die Haut- und Haarfarbe hat hier als Art- und Rassenmerkmal eine gewisse praktische, sowie systematische, aber nicht die geringste wirtschaftliche Bedeutung, da sie an sich keinen bestimmten Nutzwert garantiert. Bei der Haustierzucht hat man seit alter Zeit mit Vorliebe, oder durch äußere Verhältnisse gezwungen, nicht nur verschiedenformige, sondern auch verschiedenfarbige Tiere gekreuzt. In zahlreichen Rassen und Haustierschlägen sind offenbar umso mehr verschiedene Formen- und Farbenelemente vereinigt, je ältere Züchtungsprodukte und je höher gezüchtet sie sind. Farben und Abzeichen stehen bei den Kultur- und Züchtungsrassen zu dem vorwiegend physiologisch bedingten Typus derselben in keiner entstehungsgeschichtlichen Be-

Digitized by Google

ziehung, sondern treten nur in zufälliger Beziehung mit diesem auf.

Schönheit der Tiere ist nicht gleichbedeutend mit Leistungsfähigkeit. Körpermaße und Verhältnisse der Teile zueinander, sowie gewisse Farben und Abzeichen bieten keine sicheren Anhaltspunkte für ein Werturteil. Ein Tier kann im Beschauer einen harmonischen Eindruck hervorrufen, indem es seinem Äußeren nach für einen bestimmten Nutzungszweck gut geeignet zu sein scheint. Man darf sich aber nach Pott dabei an kein eingebildetes Schönheitsmodell halten, denn schön und gut sind in Beziehung auf den wirtschaftlichen Wert von Tieren Eigenschaften, die nichts weniger als unzertrennlich sind. Die Leistungsfähigkeit eines Tieres hat mit der Schönheit desselben wenig oder nichts zu tun. Ästhetische Wertungen nach Form und Farbe sind nicht nur um ihrer Gedankenlosigkeit zu beklagen, sondern auch wegen ihrer Gefährlichkeit in wirtschaftlicher Beziehung höchst bedenklich. Entgegen solchen Theorien weiß jeder erfahrene, praktische Tierzüchter und Milchwirt, daß Milchergiebigkeit nicht nur bei den verschiedenartigsten Körperformen, ja sogar bei den ungleichartigsten Skelettproportionen möglich ist.

So hat man, entgegen dem alten Sprichwort: „Je größer das Pferd, desto größer die Mähre," große, schwere Pferde gezüchtet. Aber die Größe ist weder für die Leistungsfähigkeit noch für die Ausdauer maßgebend. Auf den Rennbahnen sind selten jene Pferde Sieger, welche die größten Maße aufzuweisen haben. Bei dem vielbesprochenen Distanzritt Berlin—Wien im Jahre 1893 fiel allgemein auf, daß die Preisträger fast ausnahmslos kleinere Pferde, zum Teil sogar so klein waren, daß sie bei der damals herrschenden Geschmacks-

Digitized by Google

richtung als Dienstpferde in der deutschen Armee nicht als zulässig gegolten haben würden.

Tiere, die sich durch scheinbar tadellosen Körpermechanismus und völlig normale Gesundheit auszeichnen — nicht nur Pferde, auch Stiere, Ochsen und Zugkühe — lassen in Beziehung auf ihre Leistungsfähigkeit oft manches, oder sogar alles zu wünschen übrig. Andere dagegen, die nach dem Aussehen als mehr oder minder fehlerhaft bezeichnet werden mußten, leisteten viel, mitunter sogar mehr als die vermeintlich bestgebauten von allen.

Pott brachte in seinen Schriften mannigfache Belege für verkehrte Schätzung. So wurde 1898 ein Simmentaler Bulle bei der Zugprüfung mit dem ersten Preis bedacht. Ein anerkannter Fachmann äußerte sich zuvor über dieses Tier: „Unter den Bullen war nur einer, welcher nicht befriedigte. Er besaß fast sämtliche Fehler; er war grobknochig, dickhäutig, sehr lose in den Schultern und besaß Neigung zur Säbelbeinigkeit. Dieser Bulle hätte nicht ausgestellt werden sollen." — Trotz allem äußerlich bedingten Urteil erhielt dieses Tier bei der Zugprüfung den ersten Preis.

Weitere Irrtümer ergeben sich, wenn man nach irgendwelchen äußeren Formen und Eigenschaften den Zuchtwert zu bestimmen sucht, da jene äußerlich wahrnehmbaren Merkmale, von denen gemeinhin angenommen wird, daß sie gewisse Leistungen bedingen oder anzeigen, von höchst ungleicher züchterischer Bedeutung sein können. Nach Pott und anderen erfahrenen Männern werden Leistungen selbst von anscheinend ganz gleich beschaffenen Tieren der gleichen Abstammung höchst selten mit gleicher Kraft vererbt. Es ist heute noch richtig, was H. von Nathusius 1872 aussprach: „Gesetzmäßigkeit im Modus in der Art der Vererbung ist heute noch nicht erkannt."

Digitized by Google

Zwanzig Jahre hernach erklärte Dünkelberg: „Nur durch vorsichtiges Tasten und Probieren gelingt es diesem oder jenem umsichtigen und glücklichen Sterblichen, einen bedeutenden Treffer zu gewinnen, welcher der großen Mehrzahl der Züchter versagt bleibt.“ Pott schrieb 1899: „Einer der genialsten und erfolgreichsten Züchter, die je gelebt haben, Charles Colling, erkannte die vorzüglichen Zuchteigenschaften des relativ kleinen Bullen Hubbak auch erst nach längerer Leistungsprüfung, das heißt leider zu spät, nachdem er den Bullen, wie auch seine Vorbesitzer, nach verhältnismäßig kurzer, dreijähriger Benutzung wieder verkauft hatte. Wo größtenteils nur Formen-, Farben- und Rassezucht getrieben wird, geschieht es fortgesetzt, daß Tiere mit höchstem Zuchtwert kastriert, zum Schlachten gegeben oder leichthin veräußert werden, nur weil sie den formalistischen Anforderungen nicht entsprechen. Pott erwähnt einen Fall von einem Sprungstier, den man in jugendlichem Alter wegen einiger Formen- und Farbenfehler, nach kurzer Benutzung zur Zucht, aus einer Hochzuchtherde ausgestoßen und um den Fleischwert an einen Händler verkauft hatte. Nachträglich zeigte sich, daß die besten Rinder, die in jener Zucht jemals erzielt worden waren, von diesem verworfenen Tier stammten. Nun suchte man den Stier im ganzen Lande und würde ihn um den höchsten Preis zurückgekauft haben. Solche Fälle sind häufig; viele in England und anderen Ländern hochangesehene ältere Hengste hat man in ihrer besten Zeit wenig zur Zucht benützt, weil sie nicht völlig korrekt gebaut waren. Ihr großer Zuchtwert wurde erst an ihren Nachkommen erkannt. Ein englisches Pferd, Darleys Arabian, soll gar nicht edel ausgesehen haben; man hielt es wegen seines kräftigen Baues zur Rennzucht für ungeeignet, bis

Digitized by Google

durch seine Nachkommen dieses Vorurteil berichtigt werden mußte. Ebenso wurde Godolphins Qualität recht spät erkannt, denn auch er sah nicht edel aus, hatte einen „gemeinen Kopf, hängende Ohren und war mit Fiedelbeinen behaftet". Erst nachdem er mit Roxana, einem der schnellsten Pferde, Lath gezeugt hatte, begriff man seinen hohen Zuchtwert. Der englische Vollbluthengst Squirt, als Vater des Marske und Großvater des Eclipse, ein hervorragendes Pferd, sollte als wertlos — erschossen werden! Lediglich die Fürbitte eines Dieners bewahrte ihm das Leben, und später zeugte er nicht nur Marske, sondern unter anderem auch die durch ihre Nachzucht berühmte Syphon, welche siebzehn Fohlen zur Welt brachte, die zum Teil hervorragende Pferde wurden. So ging es auch mit Marske, dessen Erfolge in der Rennbahn nur gering waren, er wurde billig an einen Landmann verkauft, da man ihn als Zuchthengst nicht schätzte, und geriet von da in anderen Besitz. Erst als er sozusagen zufällig mit Spiletta Eclipse erzeugt hatte, wurde er der gesuchteste Deckhengst; man zahlte für einen Sprung fünfzig bis hundert Pfund Sterling.

Ein anderes Pferd, Hambletonian, der Begründer der modernen amerikanischen Traberzucht, wurde als Füllen so unterschätzt, daß man ihn samt seiner ausgezeichneten Mutter um hundertfünfundzwanzig Dollar verkaufte; nachdem sich später herausgestellt hatte, was an diesem Hengst war, brachte er seinem Besitzer über hunderttausend Dollar Deckgelder ein.

Der erfahrene und verdienstvolle Gestütsleiter R. Motloch schrieb: „Der verkannte Wert eines Hengstes kommt oft erst dann zur Geltung, wenn er — ausgemustert ist."

In ähnlicher Weise äußerte sich Fr. Becker kürzlich im „Sportspiegel". Wenn die formale Erscheinung irgend-

Digitized by Google

welchen Einfluß auf Rennleistung bei Pferden hätte, dann wäre die Zuchtauswahl kein besonderes Kunststück. Das Leistungsvermögen ist sinnlich nicht wahrnehmbar, wie alle geistigen Eigenschaften. Mut, Treue, Gehorsam und Zähigkeit machen ein gutes Rennpferd, nicht der rassige Kopf, ein edel geschwungener Hals und schöne Beine und Gelenke. Würden sich geistige Eigenschaften so sicher vererben, mit der Vater oder Mutter die Eigenarten ihres Typs auf die Nachkommen übertragen, so müßten wir genau so viele hervorragende Rennpferde haben, wie wir im Typ vollendete Halbblüter besitzen. Tatsache aber bleibt, daß nur alle Jubeljahre einmal ein Pferd außergewöhnlicher Klasse erscheint.

Ein Jungpferd, das ruhiger veranlagt ist und beim Spiel nicht recht mit will, gehört in der Regel zu denen, die später in ernster Schule die besten und willigsten Schüler abgeben und alles tun, was von ihnen verlangt wird. Nicht körperliche Mängel, sondern Temperamentfehler erschweren die Arbeit des Trainierens. Durch sachgemäße Pflege lassen sich körperliche Mängel meistens beheben, doch am Temperament scheitern alle Künste des Lehrers.

Sollte nun aus diesen Darstellungen etwa der falsche Schluß gezogen werden, die Zuchtversuche besäßen geringen oder keinen Wert, so wäre dies ein grobes Mißverständnis. Da die äußerliche Beurteilung eines Tieres nach Form und Farbe keine absolute Gewißheit bietet, muß stets eine Prüfung auf die jeweils zu erwartende Leistung erfolgen. Wie Nathusius sagt, sind „diejenigen Eigenschaften, welche unsere Haustiere haben müssen, um sie für unsere wirtschaftlichen Zwecke leistungsfähig zu machen, nicht notwendig gebunden an Rassereinheit". Und Pott fügt noch hinzu: „Diese Eigenschaften

Digitized by Google

sind nicht gebunden an irgendwelche zoologische Rassenschablone. Den Verzug verdienen sogar unter verschiedenen Tieren in irgend einer Rinder-, Pferde-, Schweine- oder Schafrasse oftmals nicht jene, welche einen nur eingebildeten oder nach Übereinkunft normierten Rassetypus in der vollkommensten Weise entsprechen, sondern solche, die mit weniger typischen Rassemerkmalen ausgestattet, am leistungsfähigsten sind."

Daß man bei einseitig formaler Wertung auch Menschen gegenüber zu ganz falschen Annahmen gelangt, bewiesen die früheren Militärmusterungen, wobei Tausende untauglich erklärt wurden. Der seinerzeit als Zweiradfahrer bekannte Weltmeister Paul Bourillon wurde für „zu schwach zum Militär befunden". Der berühmte Alpenführer Matthias Zurbriggen bestieg einen Himalayagipfel von 6888 Meter. Die Forscher, welche diese Tour mit ihm unternahmen, „fühlten sich alle so schwach und elend, wie Menschen, die eben das Krankenbett verlassen, nur Zurbriggen war imstande, eine Zigarre zu rauchen". An diesem Bergsteiger fand sich äußerlich nichts Abnormes. Der Physiologe Angelo Mosso, der ihn und andere berühmte Führer untersuchte, machte die Beobachtung, daß unter hervorragenden Bergführern manche geradezu auffielen dadurch, daß sie sich nichts weniger als sehr kräftig gebaut erwiesen und doch im höchsten Grade leistungsfähig und ausdauernd waren.

So bestätigt sich auch beim Menschen, was für die Tiere gilt, das Äußere, und was meßbar ist, trügt, die Leistung aber entscheidet über Wert oder Unwert.

Digitized by Google

Bewohnbarmachung feuchter Gebäude

Von Max Heller / Mit 5 Bildern

Im Laufe etwa eines Jahres wiederholte sich in mehreren größeren deutschen Städten folgender Vorgang. Es fanden sich entweder in städtischem Besitz, teilweise aber auch aus ehemaligen Krongütern und fürstlichem Eigentum stammende größere, ältere Häuser und teilweise ansehnliche Gebäudegruppen, die entweder ganz oder teilweise nicht mehr zu bewohnen waren, da sie wegen gesundheitschädlichen Eigenschaften von den zuständigen Behörden beanstandet werden mußten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die von hygienischer Seite erhobenen Einwände durchaus ernst zu nehmen sind, hauptsächlich dann, wenn die betreffenden Gebäude als feucht bezeichnet werden mußten. Trotzdem es in weiten Kreisen bekannt ist, welche schweren Schädigungen die Bewohner feuchter Wohnungen sich preisgeben, waren doch in den Großstädten die sogenannten „Trockenwohner" geneigt, eben vollendete Neubauten zu beziehen. Bekanntlich erhob man von diesen Leuten eine geringere Miete und quartierte sie dann wieder aus, wenn die Wohnräume nicht mehr feucht waren. Viele dieser „Trockenwohner" erkrankten entweder unmittelbar während des Aufenthaltes in solchen Häusern oder legten den Grund zu späteren Leiden und Siechtum. Da diese beklagenswerten Vorkommnisse nicht unbeachtet bleiben konnten, suchte die Gesetzgebung diesen Übelständen einen Riegel vorzuschieben. Bestimmte Fristen wurden gesetzt, wonach erst nach einer bestimmten Zeit das Bewohnen noch nicht einwandfrei trockener Wohnungen erlaubt war. Es liegt in

Digitized by Google

der Natur der sozialen Verhältnisse, daß trotz der Vorschriften dagegen gehandelt wurde, und nicht selten kam es vor, daß Leute auf Grund ärztlicher Anzeigen genötigt werden mußten, gesundheitschädliche Wohnungen zu verlassen.

Seitdem sich im Bauwesen ein bedeutender Wandel in der Fundamentierung vollzogen hat, der durch strenge Anordnungen eingehalten werden muß, läßt die Erfüllung hygienischer Forderungen nichts mehr zu wünschen übrig. Überall dort, wo Fundamente vorschriftsmäßig in Stampfbeton errichtet werden müssen, vermag die Bodenfeuchtigkeit nicht mehr im Mauerwerk aufzusteigen. Die in den Mauern vorhandene Feuchtigkeit entstammt den Arbeitsvorgängen, das im Kalk befindliche Wasser trocknet aus, und der Mauerkern birgt dann keine Schä-

Ein Haus in Neuötting mit feucht gewordenem Untergeschoß vor der Trockenlegung.

Digitized by Google

digungen mehr in sich. Anders verhält es sich bei vielen alten Häusern, in denen die Grundfeuchtigkeit dauernd aufsteigt, da zur Zeit ihrer Errichtung die Fundamente noch anders hergestellt wurden. Ein weiterer Übelstand macht sich ferner auch in Gegenden bemerkbar, wo aus örtlichen Gründen mit Backsteinen gebaut werden muß, die man nachher mit Putz zu überziehen genötigt ist. Mangelhaft aufgetragene Putzflächen, oder solche, die im Laufe der Zeit schadhaft, rissig oder brüchig geworden sind, erlauben dem Regen und der zeitweilig stärker oder schwächer in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit, in das Mauerwerk einzudringen. Wo aus falschen Sparsamkeitsgründen der Putz nicht sorgfältig erhalten oder gepflegt wird, wie dies häufig bei Mietwohnungen geschieht, sammelt sich

Das Haus in Neuötting nach der Trockenlegung.

Digitized by Google

Feuchtigkeit in den Mauern, die dann auch nach innen schlägt.

Man hat in verschiedenen Städten durch eigens zu diesem Zweck ernannten Kommissionen von Fachmännern Untersuchungen vornehmen lassen, um diesen Übelständen abzuhelfen. Die Ergebnisse waren überraschend; es gab mehr ungesunde Wohnungen, als man erwartet hatte. Vor dem Jahre 1914 durchgeführte Prüfungen brachten den Nachweis, daß in Basel zehn, in Bern zwanzig Prozent aller Zimmer feucht waren. In Graz stellte eine Kommission fest, daß von den in Vordergebäuden befindlichen Wohnungen, in denen Tuberkulöse hausten, siebzehn vom Hundert und von den rückwärtsgelegenen Zimmern sogar sechzig vom Hundert feucht gewesen sind. Statt noch weitere Ergebnisse anzuführen, genüge die Feststellung, daß in anderen Städten, besonders in den älteren Vierteln, ähnliche Verhältnisse bestehen.

Nachdem während des Krieges durch die Blockade und den Nahrungsmangel eine höchst bedenkliche Lage für die Volksgesundheit entstanden ist und die Tuberkuloseerkrankungen in erschreckendem Umfang sich mehrten, bedarf es wohl keiner weiteren Erklärungen, welche weitere Gefahr uns noch von unhygienisch beschaffenen feuchten Räumen droht. Es ist deshalb begreiflich, daß man sich trotz der schweren Wohnungsnöte nicht bereit findet, gesundheitlich beanständete Räume freizugeben. Leider erwiesen sich die zur einwandfreien Herstellung der fraglichen Gebäude nötigen Summen so hoch, daß man darauf verzichten zu müssen glaubte, an ihre Instandsetzung zu Wohnzwecken zu denken. Das ist umso beklagenswerter, als in einem Falle etwa dreißig Familien Unterkunft gefunden hätten, für die sonst keine Wohnungen zu beschaffen waren.

Digitized by Google

Dem Laien erscheint es nicht glaublich, daß es so schwierig sein soll, feuchte Häuser wieder instand zu setzen. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß dies unter Umständen mit dem herkömmlichen Verfahren gar nicht oder nur in unzureichendem Maße selbst bei hohem Aufwand an Kosten möglich ist. Es gibt eine nicht geringe Zahl von sogenannten „Geheimmitteln" und sonst reklamehaft angepriesenen Methoden der „Trockenlegung". Ihr Vorhandensein allein beweist, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Man rät zum Verkleben und Verkleiden feuchter Mauern und Wände mit allerlei durchaus nicht billigen Isolierstoffen. Wendet man diese Abhilfsmethoden an, so wird meist nur erreicht, daß die betreffenden Mauer- und Wandteile am „Atmen" verhindert werden. Als nächste Folge stellt sich dann ein, daß die Feuchtigkeit noch rascher aufsteigt; so werden dann oft noch höher gelegene Räume, die zuvor noch trocken gewesen sind, ebenfalls durchfeuchtet. Überall dort, wo die in fast jedem Baugrund vorhandene Bodenfeuchtigkeit infolge der Kapillarität allmählich unaufhaltsam im Mauerkörper immer höher steigt, ergreift die Feuchtigkeit von Jahr zu Jahr neue Teile des Gebäudes. Das Ende ist völlige Unbewohnbarkeit, Entwertung und unaufhaltsamer Verfall. Es würde sich ein überraschendes Ergebnis einstellen, wenn durch Umfrage an die hygienischen Behörden der größeren Städte einmal festgestellt werden könnte, wie viele Häuser aus gesundheitspolizeilichen Gründen unbewohnbar sind.

Gibt es nun kein Verfahren, das Übel zu beseitigen? Oder besteht die Möglichkeit, feuchte Gebäude wieder herzustellen? Vor Jahren ist es einer Firma in Bayern gelungen, diese Aufgabe einfach und durchaus befriedigend zu lösen. Zahlreiche Monumentalbauten, Schlösser, Vil-

Digitized by Google

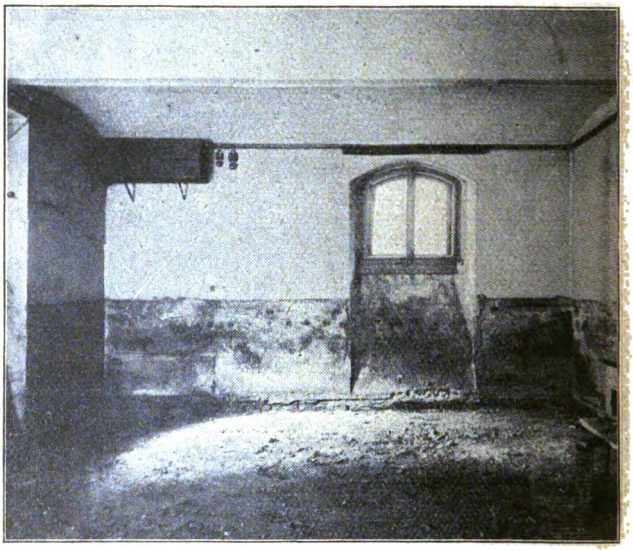
len und Wohnhäuser konnten wieder in guten Stand gesetzt werden. In München zeigte sich die Heilige-Geist-Kirche, ein beachtenswerter Barockbau, im Mauerwerk durch die bis zur Höhe von sieben bis acht Meter aufgestiegene Bodenfeuchtigkeit so bedroht, daß eine Kommission von Sachverständigen den völligen Abbruch befürwortete. Hier fand nun ein besonders erdachtes Verfahren Anwendung, dessen man sich seit langer Zeit bei Errichtung von Neubauten bediente, um das Aufsteigen der Bodenfeuchtigkeit durch Einfügung wagrechter Isolierungen zu verhindern. Zu diesem Zweck verwendete man auch Bleiplatten.

Durchsägung der Pfeiler und Umfassungsmauer des Münsters in Überlingen.

Was sonst während der Errichtung eines Neubaues ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden konnte, schien

Digitized by Google

nachträglich nicht mehr denkbar. Der erste Beweis, daß sich dies doch durchführen ließ, wurde 1907 in München erbracht. Die Grundmauern der oben erwähnten Kirche und zweiundzwanzig Säulen im Innern des Baues wurden durchsägt und in die dadurch entstandenen Fugen

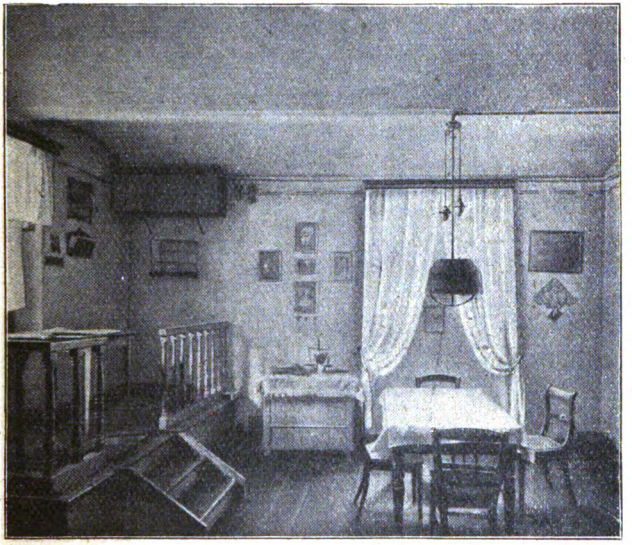


Kellergeschoß: Zustand vor der Trockenlegung.

in Asphalt eingebettete Bleiisolierungen eingesetzt. Nach Ablauf des ersten Sommers sank der Wassergehalt des Mauerwerkes von 20 auf 7,7 Prozent. Nach einem Jahr war die Kirche völlig trocken. Alljährlich steigt seitdem die Frühjahrsfeuchtigkeit nur bis zum Isolierungsschnitt, und jeder weitere Schaden durch die Bodenfeuchtigkeit ist für alle Zeit behoben. Zehn weitere Kirchen größeren und geringeren Umfangs sind nach diesem Ver-

Digitized by Google

fahren trockengelegt worden, aber auch staatliche, städtische und private Gebäude verdanken der Anwendung dieser Methode ihre Wiederherstellung und dauernde Erhaltung, unter anderem auch das Bismarcksche Schloß Friedrichsruh und die bekannte alte Schackgalerie in München.



Das Kellergeschoß nach der Trockenlegung.

Die Isolierung kann nachträglich ohne jede Gefährdung eines Gebäudes und ohne Störung etwaiger Bewohner in das durchsägte Mauerwerk eingefügt werden. In der erforderlichen Ausmessung, bei Wohnbauten meist in der Höhe des Kellerfußbodens, wird das Mauerwerk mittels einer eigens zu diesem Zweck konstruierten, elektromotorisch angetriebenen Mauersäge völlig durchschnitten. Dies erfolgt teilweise

Digitized by Google

in Abständen von jeweilig etwa fünfzig Zentimeter. Die auf diese Weise entstandene, ein bis eineinhalb Zentimeter starke Schnittfuge wird von Rückständen sorgfältig gereinigt und die Isolierplatte — eine Bleifolie, die beiderseitig mit Asphaltfilz geschützt ist — eingeschoben.

Um das „Setzen" der Mauer während des Arbeitsvorganges zu verhüten, wird diese durch Eisenkeile hochgekeilt. Die entstandene Fuge wird nachträglich wieder völlig geschlossen. Jeder Teil des Mauerwerks wird dadurch sicher isoliert, und ein weiteres Aufsteigen der Bodenfeuchtigkeit ist nun unmöglich.

Nach der Durchführung dieser Isolierung vollzieht sich der Austrocknungsvorgang wie bei einem Neubau: nach einem Jahre ist äußerlich keine Feuchtigkeit mehr wahrnehmbar und nach zwei Jahren ist auch das Innere des Mauerwerkes völlig staubtrocken. Dieser natürlich erfolgende Vorgang kann in dringlichen Fällen durch Ausheizen der Räume beschleunigt werden. So wird es möglich, feuchte Gebäude bald nach erfolgter Isolierung zu beziehen. Sogar völlig unbrauchbar gewordene Erdgeschoßräume ließen sich in kurzer Zeit zu trockenen, warmen, sauberen und gesundheitlich einwandfrei wohnlichen Zimmern umgestalten.

Professor Doktor Giesenhagen in München, eine Autorität in Hausschwammfragen, hat Versuche an zahlreichen mit diesem Verfahren trockengelegten Gebäuden vorgenommen. Er konnte bestätigen, daß durch diese Art der Entfeuchtung des Mauerwerkes der Hausschwamm gründlich und endgültig beseitigt wird. Dies ist begreiflich; denn durch die vollkommene Isolierung des Gebäudes von den Grundmauern wird dem Hausschwamm die Feuchtigkeit entzogen. Sobald die letzten Reste der

Digitized by Google

Feuchtigkeit in den Mauern verschwunden sind, muß der Hausschwamm absterben.

Trotz der Erfolge, die mit dieser Methode des Trockenlegens von Gebäuden erzielt worden sind, ist sie doch leider viel zu wenig bekannt und bisher fast nur im Süden Deutschlands zur Anwendung gelangt. In unserer durch Wohnungsnöte so schwer leidenden Zeit sollte alles getan werden, um ihr abzuhelfen. Die entstehenden Kosten werden durch die Wertsteigerung und dauernde Erhaltung sonst unbewohnbarer Gebäude sicher ausgeglichen.

Digitized by Google

Die Preisträgerin

Von Leo Brenner

Vor Jahren redigierte ich die Unterhaltungsbeilage einer Zeitschrift, und wollte zum Vergnügen der Leser einen „Tummelplatz der Kinder" einführen, da ich mir von den naiven Kindern recht Lustiges versprach. Ich setzte einen Preis von fünfundzwanzig Mark für jenes Kind aus, dessen Einsendung Schriftleitung und Leser am meisten erheitern würde.

Als es eines Tages an der Türe der Schriftleitung klopfte und auf dreimaliges „Herein"-Rufen immer wieder geklopft wurde, öffnete ich, und vor mir stand ein allerliebstes dreijähriges Mädchen, das mich treuherzig anblickte und sagte: „Sie müssen sich eine andere Tür machen lassen! Hier kann ich die Drücker nicht erreichen."

Lachend erwiderte ich, daß sie halt noch zu klein sei. Aber sie erwiderte entrüstet: „Ich bin groß! Daheim kann ich die Türe öffnen, nur dieses Haus ist schlecht gebaut."

„Das mußt du schon entschuldigen. Aber was willst du denn, Kleine?"

Das Kind klapperte mit einer tönernen Sparbüchse in Gestalt eines Schweines und sagte schlau blinzelnd: „Ich komme um die fünfundzwanzig Mark."

„Potz tausend! Hast du denn was eingeschickt?"

„Die Mutter sagt, das ist nicht nötig. Ich solle nur herkommen, dann würde ich gewiß den ersten Preis bekommen."

„Das geht nicht. Die Kinder müssen etwas schreiben, also schon in die Schule gegangen sein."

„Oh, ich gehe auch in die Schule."

Digitized by Google

„Unmöglich! Du bist doch höchstens drei Jahre alt."

„Drei Jahre und zwei Minuten."

„Was! Sogar die Minuten kennst du? Wie berechnest du denn diese?"

„Das weiß ich, weil vor zwei Minuten mein Geburtstag war, an dem ich die Puppe Laura erhielt. Die ist sehr schön, hat Spitzenhöschen und einen Federhut. Ich hätte sie mitgebracht, wenn sie nicht so müde gewesen wäre."

„Schön, aber die Minuten stimmen doch nicht."

„Warum nicht? Weißt du denn nicht, daß das Jahr zwölf Minuten hat?"

„Du meinst wohl Monate."

„Monate oder Minuten ist doch so ziemlich gleich."

„Nicht so ganz. Aber du sagtest, du gingst in die Schule; das kann doch nicht wahr sein."

„Frage nur! Ich gehe täglich in die Spielschule."

„Ach so! Ich meinte eine Schule, wo man Lesen und Schreiben lernt."

„Brauche ich nicht zu lernen. Kann ich schon!"

„Unmöglich! Du kannst lesen und schreiben? — Da lies einmal dies hier!"

„Ich kann nur lesen, was ich selbst schreibe."

„Nun, so schreibe hier etwas."

Das Kind nahm den Bleistift und malte deutlich mit Lateinbuchstaben: MA PB.

Dann sagte es stolz: „Das ist meine Unterschrift!"

„Wie heißt du denn?"

„Dreikäsehoch."

„Ja das bist du! Aber deinen Namen möchte ich hören."

„Ich heiße Dreikäsehoch. So sagt man zu mir. Die Unterschrift heißt Emma Piebe, wenn du lesen kannst."

„Da fehlen aber doch einige Buchstaben. Du hast nur geschrieben: MA PB."

Digitized by Google

„Da fehlt gar nichts! Der erste Buchstabe heißt doch em und der zweite a: also zusammen ema."

„Da müßte ja dann nach dieser Methode dein Familienname Pebe lauten und nicht Piebe, wie du sagst."

„Siehst du nicht den Punkt, den ich auf den zweiten Strich des P gemacht habe? Ein Strich mit einem Punkt drüber heißt i. Also pi."

„Wie kommst du denn darauf?"

„Mutter hat gesagt, man muß in allem sparen. Da soll man auch überflüssige Buchstaben sparen. Wenn das ‚Emma Piebe' heißt, warum soll ich mehr Buchstaben machen als nötig ist?"

„Hast du diese Abkürzung erfunden?"

„Ja. Mutter sagt immer, ich bin eine große Erfinderin, denn ich erfinde immer neue Lügen."

„Was, du lügst? — Das ist doch nicht schön. Man soll immer die Wahrheit sagen."

„Wer die Wahrheit sagt, wird geprügelt. Wenn mich die Mutter fragt, ob ich genascht habe, und ich sage ‚ja', so bekomme ich eine Ohrfeige. Da wär' ich doch dumm, nicht ‚nein' zu sagen."

„Du naschest also auch? Das ist wieder nicht schön!"

„Wenn ich nicht nasche, so nascht die Köchin. Da ist es doch besser, ich nasche."

„Ich sehe, du bist eine Philosophin!"

„Warum gibst du mir einen so häßlichen Schimpfnamen?"

„Das ist doch kein Schimpfname."

„Was denn?"

„Das verstehst du nicht."

„Das sagte auch die Mutter, als ich sie fragte, warum ich kein Bub sei."

„Was ist denn deine Mutter?"

Digitized by Google

„Sie ißt am liebsten Schlagsahne mit Kuchen, aber sie ißt das nicht."

„Warum?"

„Weil's zu teuer ist."

„Und dein Vater?"

„Den sieht man nicht."

„Warum nicht?"

„Wie kann man ihn sehen, wenn er unter der Erde liegt, und von ihm nur ein Kreuz herausseht? Tante Lotte sagte, das ist das Kreuz, was er mit der Mutter hatte."

„So? Was sagte denn deine Mutter darauf?"

„Sie hat die Tante zur Tür hinausgeschoben."

„Und die Tante?"

„Die ist dann bei der anderen Türe wieder hereingekommen."

„Du bist wirklich ein drolliges kleines Ding, das den Preis verdient hätte. Ich kann ihn dir nicht geben. Weil du mich aber so erheitert hast, will ich dir sogar noch mehr geben: dreißig Mark."

Das Gesicht der Kleinen begann zu strahlen. Glücklich lächelnd klapperte sie mit der Sparbüchse.

„Was wirst du nun machen?" fragte ich.

„Dir einen Kuß geben. Oder eigentlich drei, weil du dreißig gesagt hast."

„Also bei vierzig wären es dann vier gewesen?"

„Ja! Bei zweizig zwei und bei einzig einer," bemerkte sie etwas altklug, wie um zu zeigen, daß sie auch rechnen könne.

„Mit dem Zählen geht es noch schwer, wie ich sehe."

„Oho! Meine Mutter sagt zwar, ich sehe aus als ob ich nicht bis drei zählen könnte, ich kann aber schon bis neun zählen: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, ja, nein."

Digitized by Google

„Da fehlen aber ‚sieben‘ und ‚acht‘ — statt ‚ja‘“, wandte ich ein.

„Das eine ist zu lang und paßt gar nicht zu den anderen; und zu ‚nein‘ gehört doch ‚ja‘. Denn die Mutter hat mir oftmals gesagt: ‚Deine Rede sei ja, ja, nein, nein.‘“

„Bei dir lerne ich wirklich Neues! Aber du verstehst dich auf deinen Vorteil, wenn du, so jung noch, deine Küsse schon so teuer verkaufst.“

„Nichts ist umsonst — sagt die Mutter — nicht einmal der Tod, denn der kostet das Leben.“

„Du bist ein altkluger Fratz!“ rief ich nun lachend, nahm das Kind auf den Schoß und gab ihm ein paar Küsse. Sie aber rief gekränkt: „Ich bin doch kein Fratz! Fratzen küßt man nicht!“

„Ich meine, du bist ein herziger Fratz. Das ist schmeichelhaft für dich und nicht kränkend.“

Zum Trost steckte ich ihr eine Kirsche in den Mund und fragte: „Ist sie süß?“

Worauf ich zu meiner Verblüffung die Antwort bekam: „Süß wie die Liebe!“ Wobei das Kind schwärmerisch die Augen zum Himmel emporhob.

„Woher weißt du denn das?“

„Tante Minna hat’s gesagt.“

„Die ist wohl noch jung?“

„Ja, die Röcke reichen ihr nur bis zu den Knien.“

„Hm, also noch ein Backfisch!“

„Nein, ein Stockfisch. — So sagte meine Mutter. Wahrscheinlich, weil Tante Minna schwimmen kann.“

„Das kannst du natürlich nicht?“

„Nein. Aber dafür kann ich singen.“

„So? Nun laß etwas hören!“

„Ich kann ein schönes Lied, aber nur den Schluß:

Digitized by Google

„Tausend Taler sind kein Geld!
Wenn ich nur das Mädchen hätt',
Das mich rupft,
Das mich zupft,
Das mit mir spazieren hupft."

„Wo hast du denn das gehört?"

„Das hat Onkel Karl gesungen."

Da es nicht denkbar war, daß die Mutter meine Fragen und Bemerkungen im voraus hätte wissen und das Kind abrichten können, mußte ich annehmen, daß es wirklich so drollig war. Und wenn ich ihm auch nicht nach dem Wortlaut des Preisausschreibens den ersten Preis geben konnte, so war das Geplauder der Kleinen die dreißig Mark wert. Ich entließ sie also mit den Worten: „Erzähle deiner Mutter, was wir gesprochen haben, damit auch sie etwas zu lachen hat. Und sage ihr, wenn du auch nicht den ersten Preis bekamst, so gab ich dir doch noch mehr als außerordentliche Preisträgerin."

Das Kind drehte sich zufrieden um und schickte sich zum Gehen an. Bei der Türe aber blieb es stehen und fragte: „Soll ich nicht auch mit Laura kommen, daß auch sie sich für die dreißig Mark bedankt? Denn ich will ihr dafür ein Paar Handschuhe kaufen."

„So oft du kommst, du sollst willkommen sein!" rief ich lachend.

Aber die Kleine kam nicht wieder. Offenbar nach ihrem Grundsatz: „Man muß überall sparen," ersparte sie sich weitere Besuche.

Digitized by Google

Die neue Hochgebirgsbahn Norwegens

Von F. Mewius / Mit 3 Bildern

Dem Bau der österreichischen Semmeringstrecke, der ersten Bergbahn, folgten sowohl in Mitteleuropa wie in Amerika weitere Bergbahnen, die kühn in die Hochgebirgswelt vordringen und den Touristen — soweit der Eisenbahnweg in Betracht kam — bis dahin ungeahnte Reiseziele erschlossen. Bis zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts lagen indes sämtliche Gebirgsbahnen in den verschiedensten Ländern auf mehr oder minder südlichen Breitegraden, sowie selbst dort, wo sie beträchtliche Höhen erreichten, noch immer im Bereich der Baumregion, die ja die Wucht der Schneestürme in bedeutendem Grade mildert. Dann aber entstanden Eisenbahnen auch in Breiten, auf denen die Natur im Winter arktischen Charakter hat, und wo die Lokomotive die Reisenden an den höchsten Erhebungen weite Strecken hindurch oberhalb der Baumregion und in völlig vegetationslosen Gebieten entlang führt. Solche Bahnen wurden in Norwegen gebaut. Als erste die gegen 500 Kilometer lange Linie Kristiania—Bergen, die, den breitesten Teil Norwegens durchquerend, in der westlichen Hälfte das Hochgebirge erklimmt, hier in einer Breite von 100 Kilometer oberhalb der Nadelwaldgrenze gehend und bei der höchsten Station, Finse (1222 Meter über dem Meer), den Reisenden das seltene Naturschauspiel bietend, sich inmitten einer Gletscherregion zu befinden, wo im Hochsommer Skisport möglich ist.

Nun gesellte sich zu der Bergener Bahn neuerdings

Digitized by Google

eine zweite große Hochgebirgsbahn, die Dovrebahn, deren wichtigste Bedeutung darin liegt, daß sie eine kürzere und bequemere Reise zwischen Kristiania und Drontheim ermöglicht, während man früher, um dorthin zu gelangen, die östlich vom Glommen führende schmalspurige Bahn benützen mußte, die in ihrem oberen Teil auch schon in

Die neue Hochgebirgsbahn in Norwegen. Im Hintergrund der Snehaetta.

beträchtlicher Höhe überm Meer liegt, was man beispielsweise bei der Station Röras merkt, ermöglicht die Dovrebahn in Verbindung mit der durch das Gudbrandsdal gehenden Linie eine Reise von Kristiania bis Drontheim in zwölf Stunden, wogegen die Benützung der alten Linie sechzehn bis siebzehn Stunden erfordert. Ihr Ausgangspunkt ist Dombaas am Nordende des Gudbrandsdals, von wo aus sie, eine nordöstliche Richtung innehaltend, sich Drontheim zuwendet. Der Endpunkt

Digitized by Google

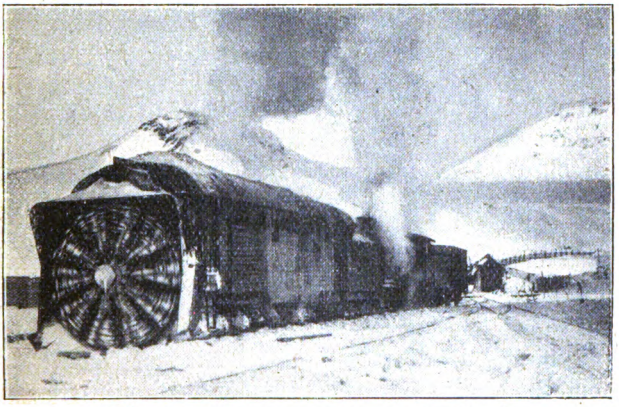
liegt jedoch etwa 50 Kilometer südlich von dieser Stadt, nämlich bei der Station Stören, wo die Dovrebahn auf die alte Linie stößt. Infolgedessen ist die Strecke Stören — Drontheim gleichfalls zu einer normalspurigen Bahn umgebaut worden.

Ähnlich wie der Hochgebirgsübergang der Linie Kristiania—Bergen bietet auch die Dovrebahn, die von Dombaas bis Stören etwa 150 Kilometer lang ist und überwiegend auf beträchtlicher Höhe überm Meer liegt, eine Fülle von Naturschönheiten und einen herrlichen Einblick in norwegische Gebirgsnatur, besonders das Dovregebirge, das, durch seinen sagenhaften Anstrich und seine schöne Alpenflora berühmt, einen Teil des großen Gebirgszuges bildet, der sich in einer Länge von ungefähr 1500 Kilometer und über 13 Breitengrade reichend, durch ganz Norwegen, von der Südspitze bis zum Nordkap, zieht. Gleich in Dombaas blicken die Reisenden auf ein prächtiges Landschaftsbild — den breitesten Teil des Gudbrandsdals mit einer mächtigen Anhöhe in der Mitte, und bei der Bahnfahrt breitet sich noch vor Erreichung der nächsten Station nach dem Herauskommen aus dem Grönbogentunnel eine der schönsten Gebirgspartien der Dovrebahn aus. In starker Steigung geht es über Fokstuen, mit Fernsicht über eine fesselnde Gebirgslandschaft, nach der höchsten Station der Bahn, Hjerkinn, 1017 Meter überm Meer, eine Station, die Gelegenheit bietet, einen prachtvollen Rundblick über eine Anzahl der bekanntesten Gebirgsgipfel Norwegens zu genießen. Doch ein nicht minder großartiges Landschaftsbild breitet sich auf der Fahrt zur nächsten Station, Kongsvold, aus, in welchem Teil ein Alpenland von ausgeprägter Wildheit, mit hohen Gipfeln und tiefen Tälern, liegt, worin als Mittelpunkt der imposante Sne-

Digitized by Google

haetta (Schneekappe) hervortritt. Außerhalb der mächtigsten Gebirgspartie Norwegens, des Jotunheim, der die höchsten Gipfel des Landes enthält und östlich vom Gudbrandsdal liegt, ist Snehaetta mit 2247 Meter überm Meer der höchste norwegische Gebirgsgipfel.

Zu den weiteren hervorragenden Punkten der Dovrebahn gehört vor allem das großartige Drivdal, wo die



Schneepflug im norwegischen Hochgebirge.

Reisenden etliche Kilometer nördlich von Kongsvold, nachdem sie den tausend Meter langen Högsnytatunnel passiert, den tiefsten und engsten Teil durchfahren, von wo aus der Blick steil nach den Abhängen des wolkenhohen Gebirges schweift. Bald geht die Bahn wieder durch höhere Stellen, von wo aus die Reisenden den engen Talgrund und den kleinen Fluß Nystubäkken, der rauschend durch das Tal geht, tief unter sich haben. Diese Partie ist eine der schönsten und eigenartigsten der ganzen Dovrebahn. Hinter der Station Opdal geht die Bahn

Digitized by Google

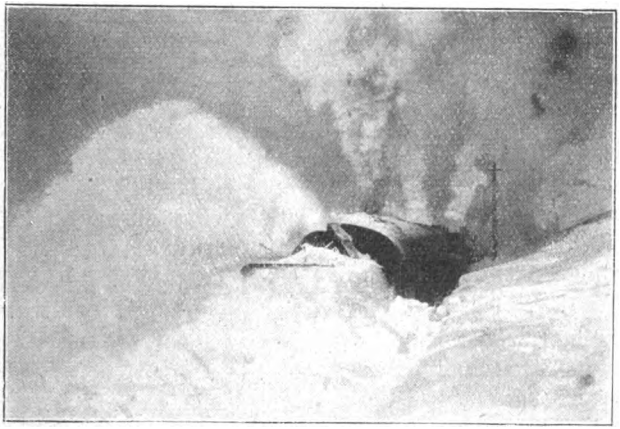
durch einen 760 Meter langen Tunnel, der hoch über dem Wasserspiegel des großen Flusses Orkla in eine steile Felswand mündet, wo sich unmittelbar eine mächtige, ungefähr 50 Meter über dem Flußbett liegende Steinbrücke anschließt. Mit ihrer Spannweite von 60 Meter ist sie die größte Steinbrücke Norwegens. Beim Befahren der Brücke genießen die Reisenden einen überraschenden Blick in die Tiefe und nach der fernen Wald- und Gebirgslandschaft, wie es auch im weiteren Verlauf der sich nun der Endstation Stören nähernden Bahn nicht an sonstigen landschaftlichen Glanzpunkten fehlt. Ebenso bietet die Fortsetzung der Dovrebahn, die umgebaute Strecke Stören—Drontheim, mit den hübschen Ortschaften, durch die sie geht, eine reiche Abwechslung.

Die Ausdehnung des Dovregebietes brachte es mit sich, daß zahlreiche Tunnel hergestellt werden mußten. Auf der Südseite des Gebirgsübergangs gibt es drei Tunnel von zusammen 1077 Meter Länge, und auf der Nordseite zwanzig Tunnel, die insgesamt 6451 Meter lang sind, und von denen die beiden längsten, 1000 und 1440 Meter, zwischen den Stationen Kongsvold und Drivstuen liegen. Die Zahl der Brücken beträgt zusammen siebenundachtzig, darunter aber nur fünf größere Bauwerke.

Um den Bahnkörper an den ausgesetztesten Stellen gegen die in diesen Breitegraden häufigen und großen Schneefälle zu schützen, wurden Schneeschirme und Schutzüberbauten, letztere zum Teil auf der einen Seite mit Aussichtsöffnungen, errichtet, und im übrigen gehören zu den Hilfsmitteln im Kampf gegen die Schneestürme der Hochgebirgsregion die rotierenden Schneepflüge, gewaltige Maschinen mit tausend Pferdestärken. Aber diese Kraft dient nur zum Treiben des großen Schaufelrades, das die Schneemassen in gewaltigem Bogen zur Seite

Digitized by Google

schleudert. Die Schneepflüge können sich jedoch nicht selbst vorwärts bewegen, sondern werden durch besondere Lokomotiven, eine oder zwei, je nach Notwendigkeit, vorwärtsgeschoben, wobei gewöhnlich eine Schnelligkeit von etwa 13 Kilometer in der Stunde erreicht wird. Meist gelingt es auch, selbst die gewaltigsten Schneemassen, in



Schneepflug auf einer Strecke der norwegischen Hochgebirgsbahn in Tätigkeit.

denen die Züge stecken bleiben, in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zu beseitigen.

So kann dann in den Gebirgsregionen des hohen Nordens selbst im Winter ein regelmäßiger Verkehr aufrechterhalten werden. Zwar steigen die großen Durchgangsbahnen in Tirol und der Schweiz — Brenner-, Arlberg-, Mont Cenis- und Gotthardbahn —, sowie die amerikanische Pazifikbahnen zu noch größeren Höhen, aber sie liegen sämtlich viel südlicher, so die Southern und Union-Pazifikbahn, die über die Sierra Nevada geht, auf dem

Digitized by Google

41. bis 43. Breitegrad (entsprechend der Lage von Messina-Neapel), die kanadische Pazifikbahn auf dem 51. bis 52. Breitegrad (wie Nordfrankreich), während die Bahn Kristiania—Bergen zwischen dem 60. bis 61. und die Dovrebahn zwischen dem 62. bis 63. Breitegrad liegen.

Die Dovrebahn ist sowohl technisch wie touristisch höchst bemerkenswert unter den Eisenbahnbauten Norwegens, welches Land auf diesem Verkehrsgebiet mit außerordentlich schwierigen Verhältnissen zu rechnen hat. Abgesehen von seiner ungeheuren Ausdehnung von Süden nach Norden, bis in Breitegrade, wo schließlich die Vegetation aufs äußerste zusammenschrumpft und die Natur ähnlich derjenigen wie in Polargebieten ist, wird der Eisenbahnbau auch durch die Ausbreitung der Gebirge erschwert, die allerdings in touristischer Beziehung ein Vorzug ist und Norwegen in Verbindung mit seiner einzig dastehenden Küstengestaltung zu einem vielbesuchten Reiseland gemacht hat. Das ganze Land wird von einem süd-nordwärts gehenden Gebirgszug durchquert, der überwiegend den Charakter einer Hochgebirgsebene aufweist, in der einzeln oder in Gruppen höhere Gipfel von rein alpiner Art hervortreten. Aber längs der ganzen Westküste fallen die Gebirge steil ins Meer, das lange, weitverzweigte Fjordarme zwischen steil aufragende Gipfel schiebt.

Aber trotz der schwierigen Bodengestaltung schreitet der Eisenbahnbau in Norwegen beständig fort und geht neuerdings nach einem großzügigen Plan von statten, der nichts Geringeres bezweckt, als das Bahnnetz bis in die nördlichsten Landesteile vorzuschieben. Vor nicht zu ferner Zeit reichte das zusammenhängende Netz bis Drontheim. Jetzt ist es schon weit über hundert Kilometer nörd-

Digitized by Google

licher, bis nach Sunnan, geführt. Ferner geht die Raumabahn der Vollendung entgegen, die ebenso wie die Dovrebahn Dombaas als Ausgangspunkt hat, aber die Richtung nach Molde, dem berühmten Touristenzentrum nördlich vom Romsdalsfjord, einschlägt. Und das ist eine Besonderheit aller größeren norwegischen Bahnen, daß sie neben ihrer Bedeutung als neuer Verkehrsvermittler zwischen abgeschiedenen Landesteilen gleichzeitig hervorragende Touristenbahnen sind, dazu geeignet, die Naturschönheiten Norwegens den Reisenden immer leichter zugänglich zu machen.

Digitized by Google

Die Fledermaustollwut in Brasilien

Von Hermann Radestock

Ende März 1914 wurde in einer Zeitung in Blumenau, jener von deutschen Ansiedlern im südbrasilianischen Staate Santa Catharina am Itajahystrom gegründeten Hauptstadt, eine interessante Naturbeobachtung veröffentlicht. Ein Leser teilte mit, wie in der Dämmerstunde ein Dutzend großer Fledermäuse unter lautem Pfeifen und Schreien kaum zwei Meter hoch in der Luft einen blutigen Kampf auf Tod und Leben ausgefochten haben. Der Beschreibung nach waren es Tiere aus der neben Pflanzensaft zuweilen auch Blut saugenden Gattung der Blattnasen oder Vampire, die jedoch sonst still und friedlich nachts umherflogen. Wer konnte ahnen, daß Fledermäuse die Tollwut bekommen! Und wer konnte argwöhnen, daß die unter den Rindern und Pferden von Santa Catharina herrschende Seuche, der schon Tausende erlegen waren, eine durch die Vampire weitverbreitete Tollwut sei. Tolle Hunde gab es wohl hie und da, wie überall, auch in Südbrasilien, aber diese wenigen konnten doch unmöglich so viele Rinder und Pferde beißen und anstecken. Immerhin, man konnte es nicht wissen. Die vorsichtige Regierung ordnete einen Hundemassenmord an, und in einem halben Jahre wurden sechstausendachthundert zur Strecke gebracht. Leider ganz umsonst und ohne jeden Erfolg, denn die Seuche griff immer weiter um sich. Sie trat meist ganz anders auf wie bei den Hunden. Zwar gab es auch tolle Pferde und Rinder, die sehr aufgeregt im Stalle umhertobten, sich rieben und

Digitized by Google

kratzten und sich große Stücke der eigenen Haut herausbissen. Aber das waren Ausnahmen, der größere Teil ging still und traurig, wie gelähmt, umher, das Haar wurde struppig, und die Rinder verlernten das Wiederkäuen. Nach drei Tagen legten sich die erkrankten Tiere nieder, um nicht wieder aufzustehen. Alle ohne Ausnahme starben innerhalb drei bis acht Tagen. Der mit der Untersuchung Beauftragte des Ackerbauministeriums, Professor Carini, hatte als Ursprung der zunächst für die gewöhnliche Rinderpest gehaltenen Tollwut den Ort Biguassu am Meere gegenüber der Insel Santa Catharina entdeckt. Rings um diesen Ort breitete sie sich im Jahre 1909 fünf Kilometer, 1911 zwanzig Kilometer aus und gelangte auch auf die Insel hinüber. 1913 drang sie bis Blumenau vor, 1914 bis Paraty und auf die Inseln von Sao Francisco. Die ganze Küste in einer Länge von hundertsiebzig Kilometern wurde ergriffen und der breite, reißende Itajahy überschritten. Und, merkwürdig, je weiter man die Spuren der Seuche die engen, in den Urwald hineinführenden Nebenflußtäler des Stromes verfolgte, desto häufiger im Verhältnis wurden die Fälle auch in den entlegensten Gehöften. Nur die wenigen ringsum ganz waldfreien Orte blieben verschont.

Diese Feststellungen wirkten überraschend und gaben zu denken. Mittlerweile waren aber einige weitere Anzeichen bekannt geworden, die mehr und mehr auf die Fledermäuse als Überträgerinnen deuteten. Der deutsche, jetzt in Dresden tätige Gelehrte Dr. H. Haupt und sein Kollege Rehaag in Rio de Janeiro erforschten zunächst die Lebensweise der Vampire genauer und fanden, daß besonders die eine Art, Phyllostoma superciliatum, die sonst stets erst in der Dämmerung aus ihren Urwaldverstecken herauskommt, an den verseuchten Orten auch am

Digitized by Google

Tage flog. In einigen Fällen wollten Bauern mit Sicherheit wahrgenommen haben, wie sich die Blattnasen auf die Rinder herabstürzten und sich auch den Pferden in die Mähne hingen. Endlich glückte es einer Bäuerin, einen Vampir auf einem stets im Stalle gehaltenen Kalbe am hellen Vormittag, durch das ängstliche Blöken des Tieres aufmerksam gemacht, auf frischer Tat beim Saugen zu ertappen und totzuschlagen. Haupt und Rehaag fanden an den gebissenen Tieren die ganz unscheinbaren, kaum die Haut durchbohrenden, mit den meißelähnlich schabenden oberen Schneidezähnen ausgehöhlten Vertiefungen. Solche Wunden wurden früher von den zuweilen im Urwald übernachten müssenden Pferden und Maulesseln, wenn auch ein halbes Dutzend Vampire gesaugt hatten, ohne weitere Schädigung als die Schwäche durch den Blutverlust ertragen. Jetzt erkrankte und starb aber jedes auch noch so gering verletzte Tier. Die beiden Gelehrten untersuchten viele Magen erlegter Vampire und fanden darin fast stets Bananen und halb verdautes Blut. Endlich glückte es ihnen, aus dem Blute tollwutverdächtiger Fledermäuse, die bei ihren nächtlichen Raubzügen nur äußerst schwer zu erbeuten waren, einen Impfstoff herzustellen. Die damit geimpften Versuchskaninchen erkrankten und starben alsbald an Tollwut. Durch diesen Tierversuch war nun bewiesen, daß tatsächlich die Vampire als die Verbreiter der zuvor rätselhaften Seuche zu betrachten waren. In den abgelegenen engen Urwaldtälern, wo die Tiere zu vielen Tausenden dicht beieinander hausen, mußten sie sich, war die Seuche einmal eingeschleppt, durch ihre Beißereien leicht anstecken; das kam ja auch an den gerade hier so zahlreich angefallenen Rindern und Pferden zum Ausdruck. Und was die Einschleppung betrifft, so genügte ein einziger toller Hund, der,

Digitized by Google

nachts im Walde an der Meeresküste bei Biguassu umherstreifend, eine Fledermaus gepackt und gebissen, leider nicht totgebissen hatte, um sein verseuchtes Blut auf die vielen anderen zu übertragen.

Haupt und Rehaag traten nun eifrig in Wort und Schrift für Tollwutschutzimpfung der Rinder und Pferde ein, auch empfahlen sie dringend statt der in Brasilien üblichen halboffenen Unterstände gute, geschlossene Ställe mit eng vergitterten Fenstern und festen Böden. Leider waren die Bemühungen dieser Männer nicht von dem gewünschten Erfolg gekrönt. Die staatliche Seuchenkommission glaubte auch weiterhin noch lange an Rinderpest und bevorzugte dann im Kampfe dagegen Gift und Karabiner. An den mit Strychnin vergifteten, ausgelegten Bananen starben zwar viele Vampire, aber von diesem Mittel mußte man den davon naschenden Kindern zuliebe bald absehen. So wird man wohl abwarten müssen, bis die kostspielige, bis jetzt einzig dastehende Fledermaustollwut von selbst erlischt.

Bis zum Jahre 1918 waren ihr zehntausend Rinder und achtzehnhundert Pferde zum Opfer gefallen, im Bezirk Blumenau dreißig Prozent aller Rinder und fünfzehn Prozent der Pferde; ganz zu schweigen von dem Exportverlust an Butter und Käse, deren Ausfuhrziffer von achthundertachtzehn Tonnen im Jahre 1913 auf fünfhundertdreiundsiebzig Tonnen im Jahre 1917 sank. Hoffentlich ist unseren wackeren Landsleuten inzwischen Mutter Natur zur Hilfe gekommen.

Was nun unsere einheimischen Verhältnisse betrifft, so haben wir zum Glück wenig Ursache zur Besorgnis, daß sich ähnliche Seuchen bei uns bemerkbar machen könnten. Außer unseren unter guter Aufsicht stehenden Haustieren kommen als freilebende Verbreiter der Toll-

Digitized by Google

wut in Betracht: Dachse, Marder, Füchse und Wölfe. Die vorletzte Fuchstollwut herrschte in Südwestdeutschland 1808/09, die letzte 1839/42. Etwas mehr gefährdet ist der Nordosten, wo wegen der ungeordneten russischen Zustände die Grenzen besonders im Winter gegen übertretende tolle Hunde und Wölfe geschützt werden müssen.

Von einer Übertragung durch blutsaugende Fledermäuse hat man jedoch noch nie etwas gehört. „Man kann jetzt wohl mit Sicherheit behaupten," schreibt der bekannte Zoologe Professor W. Marshall, „in der Alten Welt gibt es keine blutsaugenden Fledermäuse. Umso merkwürdiger ist es, daß solche in der Neuen Welt tatsächlich vorkommen, so daß die Alten in dieser Beziehung, man ist wirklich geneigt zu sagen, ahnungsvoll in die Zukunft sahen." Derselbe Forscher glaubt übrigens, daß die südamerikanischen Vampire vor dem dortigen Eindringen der Europäer mit ihren großen, schwerfälligen und wehrlosen Haustieren nahezu rein vegetarisch gelebt haben. „Gelegenheit macht Diebe" und unter Umständen Blutsauger: das beweisen beispielsweise auch die sonst nur Früchte und Steinflechten verzehrenden Nestorpapageien, die neuerdings auf Neuguinea und Neuseeland an weidenden Schafen Blut zu saugen beginnen. Auch daß der Mensch zuweilen im Schlafe beim Übernachten im oder am Urwald an den zufällig unverhüllt gelassenen Zehen „angezapft" wird, steht fest; aber eine solche Sorglosigkeit des Menschen ist in den Tropen, wo stechende Moskitos die tödliche Malaria verbreiten, unverzeihlich. Der einzelne Vampir kann nach Lydekker nur ganz wenig Blut aufnehmen. Seine Speiseröhre und sein Magen sind nämlich sehr eng, und das Blut wird sehr schwer und langsam verdaut, wobei der Vampir

Digitized by Google

in rauschähnlichem Zustand dann tagelang in seinem Versteck hängt.

Unsere einheimischen Fledermäuse sind, wie gesagt, völlig harmlos und überaus nützlich. Daß sie als sogenannte Vampire Blut saugen sollen, ist krasser Aberglaube. Dieser beruht beispielweise bei der polnisch-slawisch-balkanischen ländlichen Bevölkerung, auf der vielfach noch heute herrschenden ursprünglich heidnischen Vorstellung, daß der Geist eines Verstorbenen nachts sein Grab verlasse, um in Tiergestalt gewissen ihm unbeliebten Lebenden das Blut auszusaugen. Daß die wirklichen Vampire dagegen ein recht häßlich-diabolisches Gesicht haben, und daß sie in den Tropen unter den Baumfrüchten gehörig aufräumen, ziemlichen Schaden stiften, und deshalb nicht gerne gesehen sind, ist leider richtig, ebenso richtig aber, daß unsere einheimischen Flatterer letzteres nicht tun, auch keinen zum Räuchern aufgehängten Speck im Schornstein naschen, sondern fleißig Nachtinsekten, besonders die schädlichen Fichten-, Kiefern-, Eichen- und Schwammspinner fangen. Mancherorts würde es sich auch bei uns lohnen, ihnen wie in Mexiko und Texas Türme zu bauen, wo sie tagsüber hausen und einen sehr geschätzten eisenhaltigen Guano liefern, während sie nachts weithin in der ganzen Umgegend die Luft von Moskitos und anderen Schädlingen reinigen.

Digitized by Google

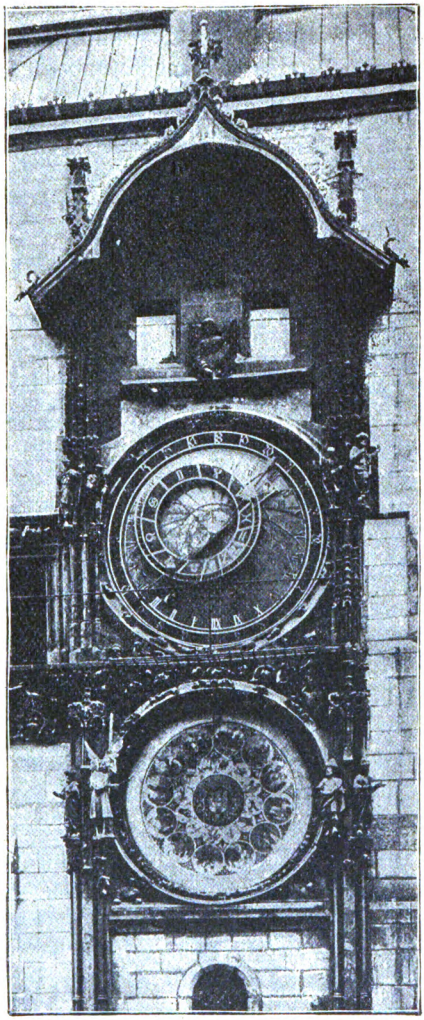
Die Vierundzwanzigstundenzählung

Von Dr. Karl Eduard Walter / Mit 5 Bildern

Wieder einmal stehen wir vor der Einführung der Vierundzwanzigstundenzeit, die zunächst im Eisenbahnwesen wichtig ist. Bekanntlich rechnet man in fast allen Grenzländern Deutschlands im Eisenbahnverkehr mit vierundzwanzig Stunden; außer uns beharrten nur einige Länder bei der Tageseinteilung in zweimal zwölf Stunden. Das Reichsverkehrsministerium beabsichtigt die „neue Zeit" einzuführen, da auf diesem Wege eine Reihe Mißverständnisse vermieden und im Dienst manche Erleichterungen geschaffen werden könnten. Weniger bekannt ist es, daß bei der Kontrolle des Wagenumlaufes und der Gestellung von Wagen auch bei uns seit langem nach der Vierundzwanzigstundenzählung gerechnet wird. Die Einführung der neuen Zeit kam in Bern auf den Tagungen der internationalen Fahrplankonferenz und der europäischen Fahrplankonferenz, die unlängst in Berlin tagte, zur Sprache. Es steht zwar zu erwarten, daß in Deutschland diese neue Zeitteilung eingeführt wird, doch ist das für 1922 nicht mehr möglich, da die Bearbeitung und Drucklegung der Fahrpläne schon im Gange ist. Die Kosten der Herstellung dieser Pläne, deren Korrekturen im stehenden Satz vorgenommen werden, sind hoch, und so ist es begreiflich, daß die Umgestaltung nicht sofort erfolgte. Wird die Änderung, die voraussichtlich zum 1. Juni nächsten Jahres eintreffen könnte, vollzogen sein, dann vereinfachen sich in den Kursbüchern die Zeitangaben, und man wird sich an die Neuerung bald gewöhnen.

Digitized by Google

Woher stammt nun die Einteilung des Tages in zweimal zwölf Stunden? Babylonien ist vor Jahrtausenden in der Feststellung der Zeitbestimmung der Lehrmeister der ganzen Welt gewesen. Nicht nur unsere Welt, sondern auch die alten amerikanischen Kulturen haben ihr Wissen auf bisher noch unbekannten Wegen von den Baby-



Uhr am alten Rathaus zu Prag aus dem Jahr 1419.

Auf dem äußeren Uhrrand befinden sich die arabischen Ziffern 1 bis 24, auf dem Zifferblatt stehen die römischen Zahlen I bis XII zweimal und weiter innen wieder die arabischen Ziffern 1 bis 12 im oberen Halbkreis. Der exzentrische Kreis auf dem Zifferblatt enthält Planetenangaben. Unter der Uhr ist eine Monatsuhr angebracht.

Digitized by Google

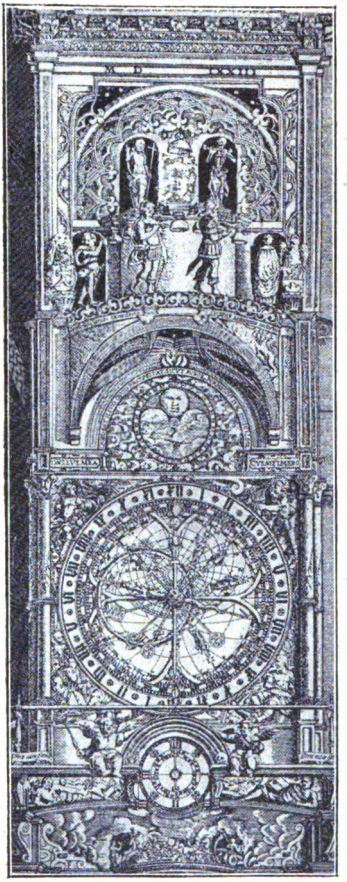
loniern erhalten. Das Maßsystem für die Zeit ist von der Beobachtung der Gestirne am Himmel abgeleitet. Hauptsächlich waren es Beobachtungen der Umlaufszeiten des Mondes und der Sonne, durch welche der Wechsel und die Dauer von Tag, Monat und Jahr bestimmt wurden. Die Einteilung eines Kreislaufes, der in zwölf Unterabteilungen jede zu fünf Sechzigstel des Ganzen zerfällt, ist im Zifferblatt unserer Uhr enthalten. Die Sonne durchwandert im Jahresumlauf den Zodiakalstreifen, wodurch sich eine Teilung in zwölf Tierkreisbilder ergab. Vom Mond wird dieser Himmelsteil noch in vierundzwanzig Abteilungen zerlegt. Diese, nicht der Sonne, sondern dem Monde gehörigen Stellen hießen Mondstationen. Dieselbe Einteilung, auf den Tageskreis übertragen, ergab unsere Vierundzwanzigstundenteilung. Diese zählen wir aber in zwei Hälften unter Zugrundelegung des zwölfgeteilten Kreislaufes oder Zifferblattes.

Die Entwicklung der Zeiteinteilung des antiken Stundensystems, das Tag und Nacht von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang in je zwölf Stunden trennte, kann hier nicht gegeben werden. Ebensowenig die der kirchlichen Teilung von Abend zu Abend. Dafür möge daran erinnert sein, daß die nun beabsichtigte Vierundzwanzigstundenzeit nicht neu ist.

Bekanntlich sind Tag und Nacht nur zweimal im Jahre gleich lang, deshalb mußte im Melden der Stunden ein Ausgleich getroffen werden. Mit der Einführung der Schlaguhren, die im Mittelalter erfolgte, gab man die einzelnen Abschnitte des Tages und der Nacht mit Glockenzeichen an, um die verschiedenen Tätigkeiten der Stadtbevölkerung in Ordnung und Einklang zu bringen. Wir können uns kaum mehr eine zureichende Vorstellung bilden, wie stark man zu jener Zeit, da nicht jeder eine

Digitized by Google

Uhr besitzen konnte, gewöhnt war, sich im täglichen Tun und Treiben durch Glockenschläge leiten zu lassen. Die ganze Entwicklung des städtischen Lebens drängte zur Erfindung der Schlaguhren, deren Schätzung und hohe Bedeutung aus vielen alten Aufzeichnungen genugsam hervorgeht. Am frühesten fand sich in Italien eine Stundenteilung, die, abends mit dem Ave-Maria-Läuten beginnend, vierundzwanzig Stunden fortzählte, bis zum nächsten Abend. Da nun Sonnenuntergang und die darauf folgende Dämmerung, wie schon gesagt, im Jahreslauf nicht immer zur gleichen Zeit eintritt, sondern bald früher, bald später, so war damit die in vierundzwanzig Stunden einzuteilende Zeit im Laufe des Jahres ungleich, sie war bei zunehmendem Tag etwas länger, bei abnehmendem Tag etwas



Die alte Uhr des Straßburger Münsters.
Ausschnitt nach dem Stich von Isaak Brunn.

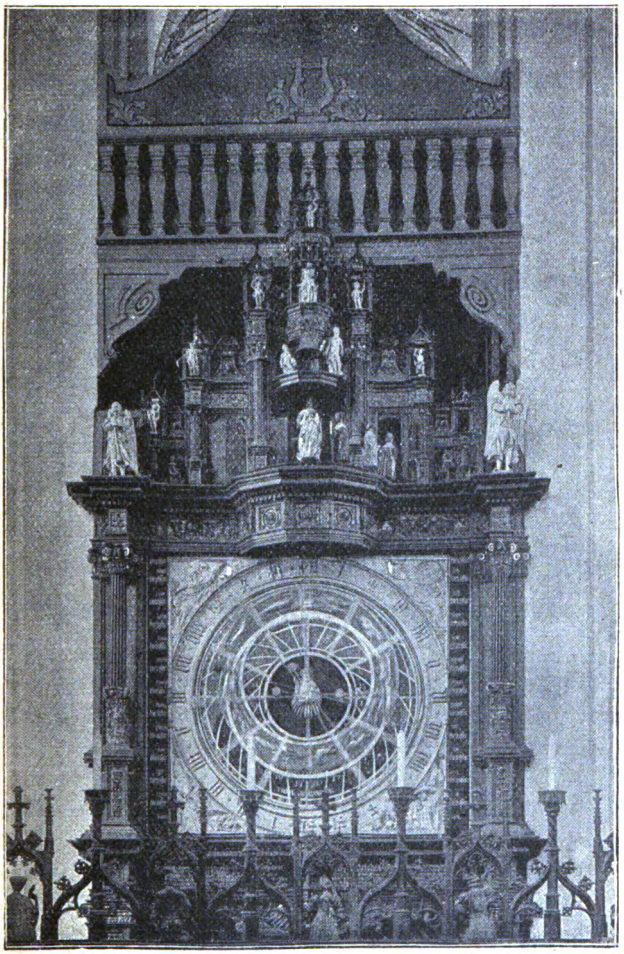
Digitized by Google

kürzer als vierundzwanzig Stunden, und so wurde es nötig, die Uhr immer wieder von Zeit zu Zeit mit dem wirklichen Untergang der Sonne in Übereinstimmung zu bringen. Die Einteilung des Volltages von Abend zu Abend in vierundzwanzig Stunden bezeichnete man als die „italienische Uhr", auch die „ganze" oder „große" Uhr genannt. Goethe hat über diese Zeiteinteilung aus Italien berichtet: „In einem Lande, wo man des Tages genießt, besonders aber des Abends sich erfreut, ist es höchst bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf; dann kehrt der Spaziergänger zurück; der Vater will seine Tochter wieder zu Hause sehen; der Tag hat ein Ende; doch was Tag sei, wissen wir Nordländer kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht ist; denn wieviel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, ist der Tag entschieden vorbei, der aus Abend und Morgen bestand; vierundzwanzig Stunden sind verlebt, eine neue Rechnung geht an. Das verändert sich mit jeder Jahreszeit, und die eintretende Nacht macht immer merkliche Epoche, so daß ein Mensch, der hier lebt, nicht wohl irre werden kann."

Die Glocken schlugen nach dieser italienischen Uhr in vierundzwanzig Stunden zweimal zwölf. Wie Goethe erklärte, jedoch so, „daß es eins schlägt, wenn es bei uns acht Uhr schlägt, und so fort, bis die zwölfe voll sind. Morgens um acht Uhr nach unserem Zeiger schlägt es eins und so fort". Man sagte also damals neunzehn Uhr, wenn es nach unserer Uhr zwei war. Da es zweimal zwölf schlug, mußte man rechnen; eine geringe Unbequemlichkeit, an die sich der Fremde bald gewöhnte.

Es dürfte aber nicht allgemein bekannt sein, daß die

Digitized by Google



Ein Teil der Uhr in der Marienkirche zu Lübeck.

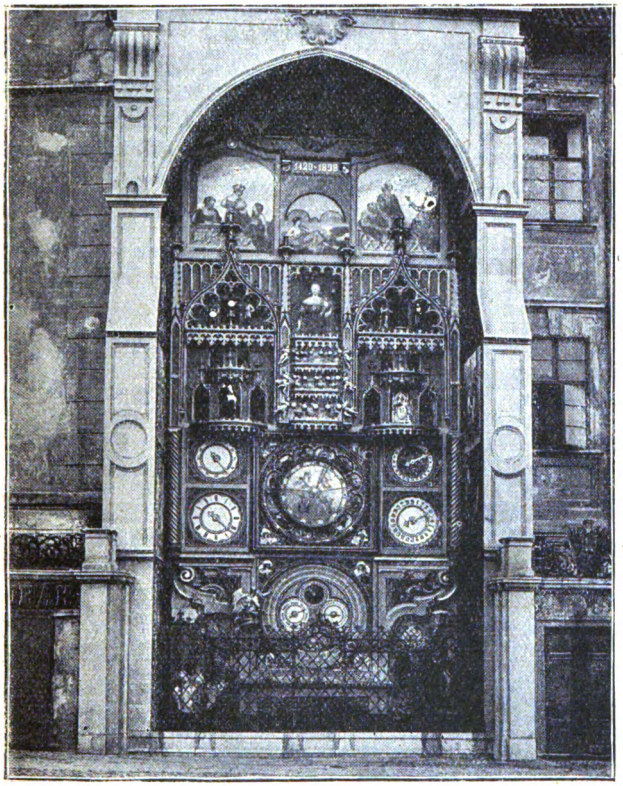
Digitized by Google

von Goethe geschilderte sogenannte „ganze Uhr", die den Tag von Abend zu Abend in vierundzwanzig Stunden einteilte, ehemals Jahrhunderte lang auch diesseits der Alpen, namentlich in Böhmen in Gebrauch war, sowie daß es neben dieser und der unserigen heutigen Stundenrechnung noch eine dritte Art, die sogenannte Nürnberger „große Uhr", und zwar außer in Nürnberg auch in einigen anderen nahegelegenen Städten, in Schwabach, Regensburg, Windsheim und Rothenburg ob der Tauber gegeben hat. Die Eigentümlichkeit dieser Zeiteinteilung bestand darin, daß man Tag- und Nachtstunden jeweils als besondere Reihe behandelte und von Sonnenaufgang, beziehungsweise Sonnenuntergang, jeweils die Stunden zu zählen anfing. Die Nürnberger große Uhr geht auf die alte, antike Stundenrechnung zurück, hatte nun aber dem Tag wie der Nacht, unbekümmert um ihre ungleiche Dauer, je zwölf Stunden gegeben, die nun aber gleichfalls von veränderlicher Dauer sein mußten. Man hielt sich an die Unveränderlichkeit der Stunden, gab aber, was damit notwendig zusammenhing, die Zwölfzahl auf, die nur bei Tag- und Nachtgleiche, also zweimal im Jahr, bestehen konnte. Eine Stunde nach Sonnenuntergang schlug es ein Uhr (ein „or" vom lateinischen hora = Stunde) in die Nacht, dann „zwei or" in die Nacht und so fort, bis nach vollen zwölf Nachtstunden die Sonne aufging und die Uhr den „Garaus" oder Ausschlag der Nacht kündete. Nun begann der Tag; es folgten aufeinander „ein or" auf den Tag und so weiter, bis wieder mit Sonnenuntergang die Uhr den Abendgaraus schlug, der von den Türmen der beiden Hauptkirchen durch Läuten angezeigt wurde.

Nahmen nun die Tage ab, so kam bald eine Zeit, wo man den Tag anstatt zu zwölf zu elf Stunden —

Digitized by Google

man nahm vorn und hinten eine halbe Stunde ab — dafür aber die Nacht zu dreizehn Stunden rechnete, und so



Kunstuhr in Olmütz.

Im unteren Teil des Werkes befindet sich die „halbe" und die „ganze" Uhr. Die Ziffern der halben Uhr von 1 bis 12 sind in römischen, die der ganzen Uhr in arabischen Ziffern von 1 bis 24 durchgezählt angebracht.

ging es weiter, bis endlich der Tag nur acht, die Nacht sechzehn Stunden zählte. Bei zunehmender Tageslänge

Digitized by Google

war das Verhältnis umgekehrt, der Tag erhielt mit der Zeit sechzehn Stunden, die Nacht wurde auf acht beschränkt. Wenn nach unserer heutigen „halben" Uhr der Tag um sechs Uhr abends zu Ende war, so schlug die „große" Uhr um zwei Uhr morgens acht, weil acht Stunden seit Sonnenuntergang verflossen waren. Ging die Sonne schon um vier Uhr unter, so war es auf der großen Uhr um Mitternacht acht Uhr, und wurde es um siebeneinhalb dunkel, so schlug es erst um elfeinhalb Uhr Nachts vier Uhr. Die einzelnen Perioden des Jahres bezeichnete man nach der Zahl der Stundenschläge und sprach davon, „wenn's den Tag dreizehn schlägt", „als es den Tag sechzehn schlug" und so fort. Doch gab man die einzelnen Stunden mehr nach den Wendepunkten des Tages und der Nacht, als nach der Zahl der Schläge an und sagte: „eins gen (gegen) Tag", „drei gen Tag", das heißt: drei Stunden vor Sonnenaufgang, ebenso wie „zwei gen Nacht". Das war faßlicher und deshalb für das praktische Bedürfnis bequemer. Bei der Verschiedenheit der Tag- und Nachtlängen war mit dem Ausdruck „eine Stunde gen Nacht" oder „eine Stunde gen Tag" eine viel deutlichere und allgemeiner gültige Vorstellung gegeben, als wenn man gesagt hätte: elf Uhr in die Nacht, was Sonnenaufgang, eine Stunde vorher bis fünf Stunden vorher bezeichnen konnte; das gleiche gilt von dem Ausdruck elf auf den Tag.

Die ältesten Klöster-, Kirchen- und Stadtuhren hatten ein Zifferblatt mit zweimal zwölf Stunden und einen einzigen Zeiger. Der Zwischenraum von einer Stunde zur anderen war in zwei Hälften oder in vier Quadrate geteilt. Diese italienische sogenannte „ganze Uhr" oder der „ganze Zeiger" mit der Zählung von eins bis vierundzwanzig, gleichviel, ob die Zahlen in der Reihenfolge von

Digitized by Google

zweimal zwölf oder vierundzwanzig angeordnet waren, fand sich jedoch nicht von Anfang an in ganz Europa verbreitet. Die „halbe Uhr" mit den Zahlen von 1 bis 12 kommt in vielen westlichen und nördlichen Ländern und Orten seit dem letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts vor; in dieser Zeit fand sich an vielen Uhren auf einem Zifferblatt die Zahlenanordnung von 1 bis 12 und zweimal 1 bis 12 neben der von 1 bis 24. Zur selben Zeit, da die italienische Uhr sich in ihrer eigenen Heimat noch erst ausbreiten mußte, und da sie nach Böhmen, Mähren und Schlesien vordrang, gab es am Rhein, der Schweiz, in Frankreich, Belgien und England und dem größten Teil von Deutschland Schlaguhren mit halbem Zeiger. Die Stundeneinteilung begann von Mittag und lief bis Mitternacht. Also erfolgte die Stundenzählung von diesen Anfangspunkten jeweils von eins bis zwölf, wie dies heute noch geschieht. Damit gab man allerdings den beweglichen Anfangspunkt der antiken Stunden auf, ließ die grundsätzliche Unterscheidung von Tag- und Nachtstunden fallen und behielt im Anschluß an das alte System nur noch die auf der neuen Grundlage eigentlich unverständliche und unnötige Teilung in zwei Reihen von zwölf Stunden bei, die man mit Mitternacht beginnen ließ, so daß jede der beiden Reihen zur Hälfte am Tag, zur Hälfte an der Nacht beteiligt war. In den oben zuletzt genannten Ländern besaß man nie den ganzen Zeiger; man hatte von Anfang an in der Form der halben oder „Zwölfer"-Uhr die moderne Stundenrechnung angenommen. Dann hat man auch anderwärts eine Stundenteilung wieder verlassen, die nun in unserer Zeit wieder einzuführen gesucht wird. Die „ganze Uhr" erhielt sich in Nürnberg und seinen Nachbargebieten am längsten; in Nürnberg war sie noch 1811

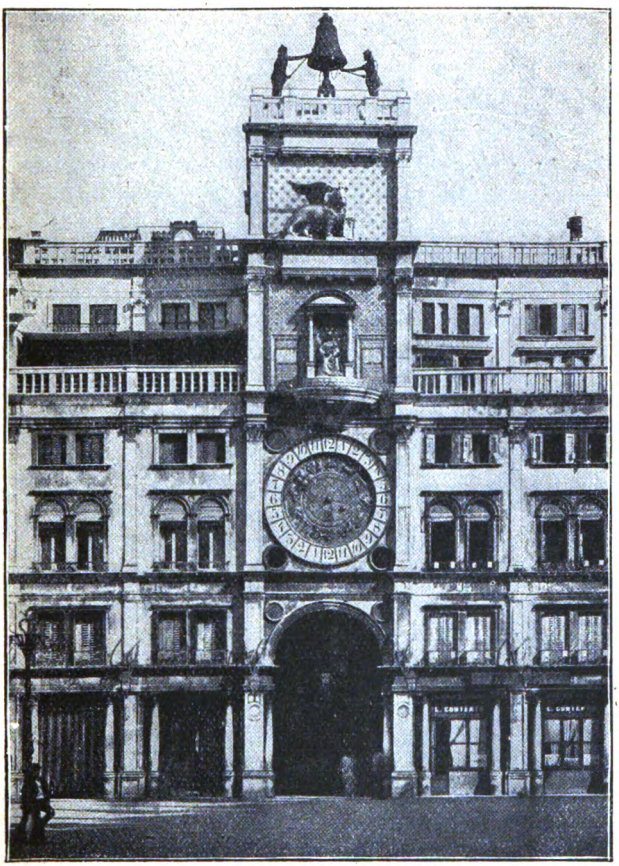
Digitized by Google

in Gebrauch. Im vierzehnten Jahrhundert dort nachweisbar, bürgerten sich seit 1436 neben dieser großen auch kleine oder halbe Uhren ein. Im Jahre 1611, wo ein Kurfürstentag in Nürnberg stattfand, wurden drei „kleine" Schlaguhren errichtet, „damit die Leute, so der großen Uhr nit kundig, sich nach der kleinen in der Zeit richten könnten". Um 1619 zählte man in der Stadt schon zwölf kleine Schlaguhren.

Nach etwa hundertzwölf Jahren wird also die in Nürnberg Jahrhunderte hindurch beibehaltene Vierundzwanzigstundenteilung wieder modern. Man sieht: es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Über diese Zeiteinteilung ist in den letzten Monaten mancherlei geschrieben worden, unter anderem auch über die veränderte Gestaltung der Zifferblätter. So sollten die Zahlen von den Zifferblättern verschwinden, da sie ja doch niemand lese. Auch dieser Einwand ist nicht mehr neu; so oft seit Jahrzehnten von der Änderung der Zeiteinteilung geredet wurde, tauchten diese Vorschläge auf. Vor Jahren schrieb Prof. Dr. Wilhelm Foerster: „Unsere Ablesung der Zifferblätter der Uhren, insbesondere deren Fernablesung, hat mit der Bezifferung fast gar nichts mehr zu tun. Sie besteht, wie man sich leicht überzeugen kann, lediglich in einer Schätzung der Neigungswinkel der beiden Zeiger gegen die lot- und wagrechte Richtung, sowie gegeneinander. Man schätzt dabei, selbst auf große Entfernungen hin, wo man von den Ziffern gar nichts mehr erkennt, noch mit ausreichender Sicherheit die jeweilige Minutenangabe. . . . Es ist aber einleuchtend, daß jenes so überaus bequeme Schätzungsverfahren, das aus der einfachen geometrischen Beziehung zwischen den Zwölfteilungen und Sechzigteilungen des Kreises und dessen fundamentalen geometrischen Einteilungsabschnitten, ins-

Digitized by Google



Uhr am Markusplatz in Venedig.
Die Teilung in 24 Stunden läßt sich gut erkennen.

besondere den Vierteilungen und so weiter hervorgeht, wesentlich in seiner gerade für die Bedürfnisse des Verkehrs hinreichenden,

Digitized by Google

aber auch nicht mehr entbehrlichen Genauigkeit der Minute beeinträchtigt werden würde, wenn man die Zifferblätter in vierundzwanzig Teile oder gar aus Dezimalfanatismus in zehn Teile zerlegen wollte." Foerster bemerkt, „daß man sich doch nie darin irren wird, in welchem der beiden zwölfstündigen Tagesabschnitte man sich gerade befindet, solange die Sonne noch nicht durch immerwährende elektrische Beleuchtung ersetzt ist. Es werden also nur in Schrift, Druck und Sprechweise einfache und allgemeingültige Vereinbarungen zu treffen sein, um die Stundenangaben für den einen Tagesabschnitt sicher von denjenigen für den anderen Tagesabschnitt zu unterscheiden. Bei Präzisionsuhren, insbesondere bei solchen, die nicht von fern abgelesen werden, kann man die Vierundzwanzigteilung statt der Zwölfteilung eintreten lassen".

Diese fachmännischen Mahnungen sind umso mehr zu beachten, als jetzt wieder alles Erdenkliche herbeigezerrt wird, um in der Frage der neuen Zeitteilung möglichste Verwirrung anzurichten.

Vor siebenundzwanzig Jahren debattierte man über die Einführung der Vierundzwanzigstundenzählung. Damals wurde in Dresden eine Uhr mit zwei übereinanderliegenden Zifferblättern hergestellt. Das erste feststehende Blatt besaß an Stelle der zwölf Stundenzahlen ebensoviele Ausschnitte, durch welche die vierundzwanzig Zahlen des unteren beweglichen Zifferblattes der Reihe nach sichtbar wurden. Von zwölf Uhr nachts bis zwölf Uhr mittags sah das Zifferblatt wie das unserer gewöhnlichen Uhren aus. Mit dem Schlage der zwölften Tagesstunde wurde das untere Zifferblatt durch ein von der Uhrfeder bewegtes, leicht anzubringendes Werk derart

Digitized by Google

verschoben, daß die Zahlenreihe dreizehn bis vierundzwanzig vor dem Querschnitt erschien. Um Mitternacht aber sprang das Zifferblatt von selbst wieder zurück und es wurden die Zahlen von eins bis zwölf wieder sichtbar. Damals prophezeite man, „daß in fünfzig Jahren niemand mehr eine Uhr mit Zwölfstundeneinteilung benützen werde". Von dieser Zeit ist nun etwas mehr als die Hälfte verstrichen, und es würde schwer fallen, eine der nach diesem System eingerichteten Uhren irgendwo aufzufinden. Wer weiß, was uns von Erfindern auf diesem Gebiet noch geboten wird, wenn die neue Zeiteinteilung zur Tatsache geworden ist.

Vor allem wird ja die Vierundzwanzigstundenzeit nur im Eisenbahnverkehr und nicht für die gesamte Öffentlichkeit eingeführt werden. Und dann wird es auch bei uns noch lange so bleiben, wie in den Ländern, in welchen diese Zeitänderung schon besteht. Zunächst wird man die Bahnhofuhren nur so abändern, daß unter der Zahl eins die Zahl dreizehn zu stehen kommt und so fort, bis zu vierundzwanzig unter zwölf. Diese einfachste Änderung wird genug Ausgaben verursachen. Auch die Umstellung der Postzeitstempel würde einen ansehnlichen Betrag fordern. Mit der Umgestaltung der Zifferblätter in den Taschenuhren wird man sich irgendwie behelfen müssen, da die Kosten nicht gering wären. Bekanntlich stammen die meisten Emaillezifferblätter für unsere Taschenuhren aus der Schweiz; man fordert heute für die billigsten drei bis vier Franken, das ergäbe beim Tiefstand unseres Geldes eine dreistellige Zahl!

Es wird sich vermutlich ein den Verhältnissen entsprechender Übergangszustand herausbilden, der im wesentlichen auf Rechnung beruht. Man wird Zeitrechnungs- und Bestimmungstabellen herstellen, wie in

Digitized by Google

Nürnberg solche für die große Uhr noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gedruckt wurden. Man wird ein wenig mehr rechnen, wie dies zu Goethes Zeit in Italien der Fall war und wie es auch der Fremde tun mußte, um sich an die dortige Vierundzwanzigstundenzeit zu gewöhnen. Goethe schrieb: „Man ist dies nicht allein bald gewohnt, sondern man findet auch Spaß daran, wie das Volk, dem das ewige Hinundwiederrechnen und Vergleichen zur Beschäftigung dient. Sie haben ohnedies immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe und machen sich gerne mit Zahlen zu schaffen."

Und unsere heutige Umrechnung ist ja viel einfacher, als es die italienische Uhr erforderte. Und so werden wir denn nach so langer Zeit wieder erleben, daß uns irgend ein lieber Freund um zwanzig Uhr zum Abendessen erwartet, wie dies nach alter Stundenrechnung geschah.

Digitized by Google

Zur Beachtung bei Einsendung der Lösung unseres

dritten Preisrätsels

Wir bringen in Erinnerung, daß laut den in Band 2 und Band 9 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ bekannt gegebenen Bedingungen nur diejenigen bei der Preiszuteilung berücksichtigt werden können, die zugleich mit der richtigen Lösung die Abonnementsbescheinigung bis zum 15. Mai 1922 einsenden. Für das erste und zweite Preisrätsel ist dagegen die Einsendungsfrist am 21. Januar abgelaufen und das Ergebnis wurde in Band 9 veröffentlicht. Einsendungen von Lösungen dieser beiden ersten Rätsel kommen also nicht mehr in Betracht

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Ein Schildbürgerstreich

Wie alle Neuerungen, so fand auch die Erfindung der Flugmaschine der Brüder Wright nicht sofort Anerkennung und Unterstützung. Wie Hinterstoißer erzählt, schien den Amerikanern das Unternehmen zu unsicher, um eine Million Dollar dafür anzulegen. So verhielt man sich dann auch in England, Deutschland und Frankreich ablehnend, bis in Paris eine Gesellschaft 600 000 Franken den Brüdern Wright sicherstellte, wenn sie wirklich fliegen könnten. Dann kam der Erfolg, und es entstanden nacheinander Flugmaschinen. Am 17. Oktober 1908 wagte Henry Farman in Reims den ersten Überlandflug. Zu jener Zeit hielt sich der damalige Direktor des Theaters an der Wien, Georg Wallner, in Frankreich auf. Als Zeuge dieses Fluges entschloß er sich, dieses Schauspiel in Wien sehen zu lassen, und kaufte den Farman-Zweidecker. Da Farman für jeden Aufstieg 25 000 Franken forderte, eine Summe, die Wallner zu hoch schien, einigten sie sich, daß Farman seinen Schüler Legagneux dazu bestimmte. Der Probeflug verlief vielversprechend. Aber dann ging nicht mehr alles nach Wunsch. Etwa hunderttausend Menschen waren 1909 versammelt, aber Legagneux brachte bei dem böigen Wind seine Maschine nicht vom Boden weg. Bald wäre es dem armen Piloten in Wien ergangen wie seinerzeit dem Wiener Degen in Paris, dem der enttäuschte Pöbel seinen Apparat zerschlug und den Flieger verprügelte. Nur einigen kühnen Journalisten war es zu danken, daß der Apparat von der tosenden und drängenden Menge nicht zertrümmert und der Franzose nicht gesteinigt wurde. Und doch war es derselbe Legagneux, der 1912 und 1913 wiederholt die damaligen Höhenrekorde schlug und im Juli 1914 tödlich beim Fliegen verunglückte. Diesem Mißerfolg verdankte die seinerzeitige k. und k. Luftschifferabteilung ihr erstes Flugzeug! Hauptmann von Booms, Oberleutnant Stohansl und mehrere andere lernten auf ihm das Fliegen, aber als es nach Fischamend von Wiener-

Digitized by Google

Neustadt übersiedeln mußte, nahm der Apparat ein klägliches Ende. Im Wagen, in dem es verladen war, konnten die Tragflächen nicht ganz untergebracht werden. Der Verladeoffizier ließ die vorstehenden Tragflächen kurzerhand absägen. Das war ein rechter Schildbürgerstreich. Ob. H.

Der Fluch der Lächerlichkeit

Zur Zeit als sich die spanische Welt an den ebenso langatmigen als langweiligen Ritterromanen nicht genugsesen konnte, schrieb Cervantes seinen Don Quichotte, in dem die falsche Romantik lächerlich gemacht wurde. Was keine Predigt, keine Aufklärung vermochte, den Leuten den Geschmack an den schwulstigen Abenteuerromanen zu verleiden, erreichte Cervantes, indem er einen „irrenden Ritter" und dessen verrücktes Treiben so derbkomisch schilderte, daß jedermann darüber lachen mußte. Damit war der Modebann gebrochen und die zuvor so beliebten Romane fanden bald keine Leser mehr.

Im achtzehnten Jahrhundert spielte der italienische Kurpfuscher, Goldmacher, Wundermann, Zauberer, Geisterbeschwörer, Spieler und Betrüger, der „Fürst der Gaukler", Balsamo, der sich als Graf Cagliostro in Europa umhertrieb, eine ungewöhnliche Rolle. Es gab fast keinen Unsinn, den er den Leuten nicht mundgerecht zu machen verstand. Am besten aber gelang es ihm, den Gläubigen das Geld aus den Taschen zu locken und flott davon zu leben. Da es sich von Zeit zu Zeit als notwendig erwies, den Schauplatz seines Treibens zu verlegen, reiste er im Jahre 1776 nach Rußland und gedachte dort Geschäfte zu machen, da ihm die Russen als abergläubisch geschildert worden waren. In Petersburg fand er denn auch bald den erwarteten Zulauf, und es zeigte sich, daß ein Teil der Hofleute genau so dumm war, als Cagliostro angenommen hatte. Da geschah etwas für ihn im höchsten Grade Unerwartetes. Der Betrüger, der sonst so vortrefflich davon lebte, indem er gutgläubigen Narren die Zukunft entschleierte, hatte für seinen Teil nicht daran gedacht, daß die Kaiserin Katharina ihm die Gegenwart schwer und zuletzt unerträglich machen könnte. Die kluge Frau verzichtete darauf, irgend ein Verbot zu erlassen

Digitized by Google

oder den Schwindler aus dem Lande zu weisen, da sie voraussah, daß dies nicht wirksam genug sei. Sie fand einen wirksameren Weg, dem Betrüger das Ansehen abzugraben. Katharina verulkte den Erzgauner in drei Lustspielen, die sie in russischer Sprache verfaßte und an der Petersburger Bühne aufführen ließ. Sie geißelte darin die Schwärmerei, den Aberglauben und die leichtsinnige Torheit der Menschen. Die Stücke trugen die Titel: „Der sibirische Schamane", „Der Verblendete" und „Der Betrüger". In diesen Lustspielen kamen die Goldmacher, Geisterzitierer, Zauberer und Sternkundigen so übel weg, daß der Dümmste wie der Klügste erkennen mußte, was von diesen Schwindeleien zu halten sei. Vor Beginn jedes dieser Lustspiele trat eine Person auf und hielt eine Ansprache, in der die Zuschauer über den Humbug der Geisterbeschwörungen und allen sonstigen Unsinns aufgeklärt wurden. Dann erst folgte der Ulk auf dem Theater. Hätte ein anderer Mensch diese Stücke geschrieben, so wären der Hof und das russische Volk vielleicht nicht geneigt gewesen, das Theater zu besuchen. Aber es sprach sich bald herum, wer diese Stücke verfaßt habe. Der Zulauf und Beifall waren so stark, daß sich für das Theater große Einnahmen ergaben. Was aber Cagliostro erlebte, war ihm ebenso neu als überraschend. Man zog sich von ihm zurück und verzichtete auf seine Offenbarungen. Er hatte geglaubt, die dummen Russen gehörig schröpfen zu können, und mußte nun einsehen, daß an diesem „barbarischen Hof" ein höchst ungünstiger Wind wehte. Er ward verlacht. Man spottete über seine Künste, und so erwies sich die Wahrheit des Wortes: „Das Lachen tötet sicherer als ein Schwert." Wann werden wir erleben, daß ein überlegener Geist die modernen Cagliostros und ihr Treiben auf der Bühne dem Gelächter preisgibt? F. K.

Schutz vor Taschendieben.

Während die Elektrizität schon seit langem als bewährtes Schutzmittel gegen unerwünschte Besuche von Einbrechern benutzt wurde, hat man sich erst in letzter Zeit daran gemacht, sie auch gegen Taschendiebe anzuwenden. Es sind ja besonders die Brieftasche und die Uhr, auf welche diese Leute es abgesehen

Digitized by Google

haben. Die Technik des Stehlens ist dabei sehr verschieden. Bisweilen wird absichtlich ein Zusammenprall herbeigeführt und danach mit vielen Worten entschuldigt. Das Opfer ist dann durch diese Kollision nicht imstande, die feineren Berührungen, die wäh-

Abwehr eines Taschendiebs.

rend des Diebstahls stattfinden, wahrzunehmen. In anderen Fällen arbeiten die Gauner aber auch so geschickt, daß sie dem Opfer die Taschen aufschneiden und ihm die Wertgegenstände entwenden, ohne daß es überhaupt zu einer fühlbaren Berührung kommt. In jedem Falle aber wird der Wertgegenstand vom Leibe

Digitized by Google

seines rechtmäßigen Besitzers auf Nimmerwiedersehen entfernt, falls der Dieb nicht ertappt wird.

Davor sucht nun die Technik zu sichern. Man könnte daran denken, die Wertgegenstände mit empfindlichen Kontakten zu versehen, die sich schließen und Alarm geben, sobald der Dieb zufaßt. Aber diese Lösung wäre nicht richtig. Harmlose und im Gedränge nicht immer vermeidbare Kollisionen würden unnötigen Alarm verursachen. Ein geschickter Dieb würde die Dinge vielleicht doch ohne Alarm entwenden, und jeder vernünftige Gebrauch, wie das Ziehen der Brieftasche oder der Uhr durch den rechtmäßigen Besitzer, wäre in unangenehmer Weise erschwert.

Das Wesentliche bleibt also die Trennung des Wertgegenstandes von seinem Besitzer, und darauf basiert die Schutzvorrichtung. An der Uhr oder an der Brieftasche ist eine feine Doppelleitung befestigt, die mit einer winzigen Taschenbatterie und einem Relais einen geschlossenen Strom bildet. In diesem Stromkreise wird also beständig ein sehr schwacher Strom fließen, das Ganze ist eine Ruhestromanlage. Der schwache Ruhestrom reicht jedoch in jedem Falle hin, um das Relais zu erregen und dort einen Kontakt eines zweiten Stromkreises offenzuhalten. Sobald jedoch die Brieftasche oder Uhr entwendet wird, muß notgedrungen eine Unterbrechung dieses Ruhestromkreises eintreten. Im selben Moment verliert das Relais seinen Magnetismus, sein Anker läßt los, der bisher offene Relaiskontakt schließt sich und ein zweiter, ein Arbeitstromkreis, gibt nun Alarm. Dieser Alarm, der ja nur für die wenigen Minuten seiner Dauer Strom beansprucht, kann in verschiedener Weise bewerkstelligt werden. Bei der in unserer Abbildung dargestellten Anordnung flammt auf der Schulter des Bestohlenen eine kleine, aber helle Lampe auf, während gleichzeitig eine elektrische Rasselglocke in seiner Rocktasche hörbaren Alarm gibt. Unbedingtes Erfordernis ist natürlich, daß der Alarm so kräftig ist, daß der Bestohlene ihn unter keinen Umständen überhört.

Die hier beschriebene Art der Sicherung bietet absoluten Schutz, sofern nur die Doppelleitung des Ruhestromkreises so mit dem Wertgegenstand verbunden ist, daß dieser nur nach Zerstörung der

Digitized by Google

Leitung entfernt werden kann. Die Verbindung mit der Uhr darf also nicht etwa so an einer Stelle der Kette erfolgen, daß der Dieb immer noch in der alten beliebten Manier die Kette durchkneifen und die Uhr für sich entwenden kann. Die Leitung muß auch mit der Brieftasche etwa durch Einnähen in den Lederrücken derartig verbunden sein, daß eine Zerstörung der Leitung bei der Entwendung eintreten muß. Nun wird es sich mancher Dieb im letzten Augenblick doch noch überlegen, eine solche Leitung überhaupt zu zerstören.

Zu einer sicher wirkenden Diebesfalle läßt sich aber die ganze Anordnung leicht weiter entwickeln, wenn man in die Leitung in der betreffenden Tasche einen einfachen zweipoligen Steckkontakt einsetzt, der sich leicht auseinanderzieht und auf diese Weise den Stromkreis auch ohne ein gewaltsames Zerreißen der Leitung sofort öffnet, sobald die zu schützenden Wertgegenstände überhaupt eine gewisse Strecke vom Körper ihres Besitzers entfernt werden. Bei dieser Anordnung wird der Alarm meist schon einsetzen, bevor noch der Dieb überhaupt die Leitungschnur entdeckt hat.

Die hier geschilderte Apparatur nimmt nur wenig Raum ein und besitzt geringes Gewicht. Das Ganze läßt sich bequem in einer Rocktasche unterbringen und bedarf, einmal eingerichtet, kaum noch irgend einer besonderen Wartung. Der Schutz, den die Einrichtung gewährt, ist bei richtiger Anlage unbedingt wirksam. Was das aber in einer Zeit zu bedeuten hat, in der eine goldene Uhr ungefähr denselben Markwert besitzt wie vor dem Kriege eine Villa, das ist ohne weiteres klar und bedarf keiner besonderen Erläuterung. Hermann Wagner.

Vergeblicher Anruf

Die Menschheit gleicht einem Fieberkranken, der sich von einer Seite auf die andere wirft, und von Zeit zu Zeit dasselbe Kissen umdreht, um weniger heiß zu liegen. Wird den Völkern im Lauf ihrer Geschichte wider ihr Erwarten und gegen ihren Willen ein „starker Mann" beschert, so geschieht gewöhnlich alles, um ihm das Leben so sauer wie möglich zu gestalten. Gerät einmal der

Digitized by Google

Staat ins Wanken und wird von vielen Seiten durcheinander und gegeneinander „regiert", dann ergreift dieselben Menschen die wirre Sehnsucht nach einem Retter, dem dann doch wiederum niemand folgen will, wenn er sich je finden sollte. Ein politischer Redner schilderte den zerfahrenen Zustand der Zeit und rief zuletzt: „Die Not ist groß! Wo sind die großen Männer, die starken Geister der Vergangenheit, die uns allein aus unserem Elend erretten könnten? Warum erscheinen sie nicht, die fähig wären, uns den Weg in eine bessere Zukunft zu bahnen?"

Da rief jemand aus der Versammlung: „So weit man sie nicht während des Krieges eingeschmolzen hat, stehen sie in Bronze auf den Straßen." O. Ba.

Wie man einst ohne Licht die Uhrzeit bestimmte

In früheren Jahrhunderten war das Amt eines Turmwächters für das Wohl und Wehe der Stadtbewohner von nicht geringer Wichtigkeit. Besonders in der Nacht mußten diese Männer scharf aufpassen, um einen Brand oder eine öffentliche Sicherheitsgefahr rechtzeitig melden zu können. So lange die Uhren nicht so eingerichtet waren, daß im Werk ein ausgelöster Hammer gegen die Glocke schlug, mußten die Türmer dies selbst besorgen. Um ihre Wachsamkeit zu prüfen, verlangte man von ihnen, daß sie während der Nacht die einzelnen Stunden mit dem Horn „anblasen", melden mußten. Dies geschah in Deutschland da und dort teilweise noch im vorigen Jahrhundert.

Bedenkt man, wie schwer es früher fiel, mit Feuerstein und Zunder Licht zu machen, um nach einer Uhr die Zeit feststellen zu können, so begreift man, daß eine Einrichtung getroffen werden mußte, die das unnötig erscheinen ließ. Aus Gründen der Feuersgefahr durfte zudem auf Wachttürmen häufig während der Nacht kein Licht brennen.

In alten Chroniken findet sich oft geschrieben: „Zu der Metten in der Gmain weckt man auff eine halbe Stund vor elf mit dem ersten Nagel." Beim Allerseelentag heißt es einmal: „Man weckt vor sechs mit dem dritten, vierten oder fünften Nagel." Was soll das heißen?

Digitized by Google

Nach einer Beschreibung aus dem ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts besaß man in der Stadt Nürnberg eine eigenartige Räderuhr. Das Zifferblatt hatte römische Zahlen von eins bis sechzehn; ihnen entsprachen am äußersten Rande des Zifferblattes sechzehn Nägel mit runden Knöpfen, deren oberster an der Stelle, wo sonst bei Uhrzifferblätter die Zahl zwölf steht, mit einem Stachel versehen war. Diese Uhr besaß kein eigentliches Schlagwerk, dagegen befand sich daran eine Vorrichtung, wonach nach Ablauf jeder Stunde ein Hammer durch Anschlagen an eine Glocke ein längeres Geräusch hervorbrachte. So wurde der Wächter von Stunde zu Stunde an seine Pflicht, der Gemeinde die Zeit zu verkünden, gemahnt, und die Knöpfe am Rande der Uhr boten ihm die Möglichkeit, ohne Licht die richtige Stunde festzustellen. Er suchte zunächst den Nagel mit dem Stachel, tastete dann im Dunkel zählend nach rechts, bis er zu dem Nagelkopf kam, über dem sich zurzeit die Spitze des Zeigers befand. Wenn er sich auf diese Weise der richtigen Stunde vergewissert hatte, ging der Wächter an die Turmglocke, um durch wuchtige Schläge mit einem großen Hammer die Stunde anzuschlagen. Sechzehn Stunden mußten es darum sein, weil die längste Nacht und der längste Tag für Nürnberg so viel Stunden beträgt. Unter den Weckern, auf denen ohne Licht die Zeit abzutasten war, ist dies wohl einer der eigenartigsten gewesen. D. Füg.

Berechtigte Abfuhr modischen Unfugs

Was die Mode will, wird befolgt, und von gewissen Kreisen sklavisch ergeben als Befehl hingenommen, dem „man" sich nicht zu entziehen wagt. Dabei fragt man sich nicht, ob die Mode der Sitte Hohn spricht, und noch viel weniger, ob man zur lächerlichen Erscheinung wird. Was der einzelne nie wagen würde zu tun, erscheint als selbstverständlich, sobald eine Masse modischen Roheiten sich beugt.

Kürzlich prämierte man in einem Berliner Lokal diejenigen „Damen", die von allen Anwesenden den tiefreichendsten Rückenausschnitt zeigten. Bei dem augenblicklichen Vorherrschen sinnlicher Genußsucht sind solche Erscheinungen allgemein, und man

Digitized by Google

empfindet die Herabwürdigung des Menschen kaum, der man dadurch verfällt. Aus allen Weltteilen wird berichtet, daß weitgehende Entblößung in der „Damenwelt" gegenwärtig an der Tagesordnung ist.

So kam es kürzlich in Rom anläßlich einer Theatervorstellung zu erbitterten Szenen. Die Galeriebesucher ließen ihre Mißstimmung darüber offenbar werden, sobald eine bis an die Grenze des Möglichen unbekleidet erschien. Mit Zurufen, Pfeifen und Gezisch empfing man im Constanzi-Theater jede Besucherin, deren Ausschnitt nicht gefiel. Wieder einmal erhob sich der üblich gewordene Tumult. Da glaubte der Begleiter der verhöhnten Modepuppe sich ritterlich zeigen zu müssen. Er drohte mit geballter Faust zur Galerie hinauf und schrie: „Unzivilisiertes Volk." Prompt rief jemand von oben herab: „Unzivilisierte Völker laufen unbekleidet umher. Hier aber sind wir nicht bei den Wilden!" Gelächter und Gejohle aus dem Zuschauerraum folgte dieser witzigen Zurechtweisung. B. Beu.

Wohlgeraten

Im Flur einer Wohnung war ein Diener damit beschäftigt, den Pelzmantel seines Herrn zu säubern. Da kam ein fremder Mensch eilig über die Treppe herauf, gab dem Diener einen Brief und sagte: „Geben Sie diesen Brief augenblicklich Ihrem Herrn. Die Nachricht ist wichtig und dringend. Ich warte hier auf Antwort."

Sofort eilte der Diener in die Wohnung und gab den Brief ab. Der Empfänger öffnete ihn und las laut: „Gerät es, so ist es gut. Gerät es nicht, so ist es auch gut." Der Herr begriff nicht, was das heißen sollte, las die Worte noch einmal und sagte: „Der Mensch, der diesen Brief geschrieben hat, muß nicht recht bei Verstand sein. Lassen Sie den Mann, der ihn gebracht hat, hereinkommen." Der Diener eilte hinaus, kam aber gleich wieder ins Zimmer und schrie: „Der Geier soll den Kerl holen! Seine Gaunerei ist ihm geraten. Der Pelzmantel ist fort." A. Kal.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien

Digitized by Google

O u. X Beine heilt

auch bei älteren Personen

der Beinkorrektions-Apparat

Ärztlich im Gebrauch!

Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1.-Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!

Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus

„OSSALE"

Arno Hildner Chemnitz 14b

Briefmarken kaufen Sie enorm billig. Preisl., Ausw. z. Diensten. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen

von

Oswald Bauer

2.—4. Auflage / 182 Seiten Text

Gebunden 18 Mark

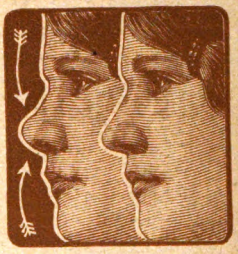
Kein Kaufmann, der etwas auf sich und die Achtung seines Standes hält, darf dieses Buch ungelesen lassen

Zu haben in allen Buchhandlungen

Briefmarken kaufen Sie enorm billig. Preisl., Auswahlsendungen zu Diensten. Auch Ankauf jeden Postens. **Julius Reimers**, Großhdlg., **Hamburg 11 a**, Gr. Burstah 53.

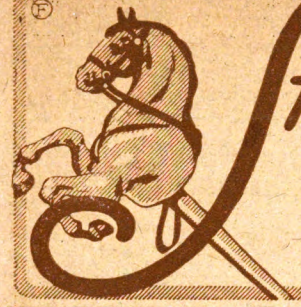
Nasenformer ‚Zello-Punkt'

D. R. Patent und **D. R. G. M.**



Das **neue Modell 21** mit 6 verschiebbaren Präzisionsregulatoren und Lederschwammpolstern ist für jede unschöne Nasenform einstellbar und formt die orthopädisch richtig beeinflußten Nasenknorpeln in kurzer Zeit normal. (Knochenfehler nicht.) **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck** schreibt: Die Vorzüge, verbunden mit den nachweisbaren Erfolgen des Apparates, veranlassen mich, denselben dauernd zu verordnen. Ueber 200000 St. verkauft. Ill. Beschreibung mit hunderten notariell beglaubigten Erfolgsberichten gratis. Preis komplett M. 50.—, mit weichsten Polstern M. 70.— einschließl. ärztlicher Anleitung. Versand diskret. **Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W 127,** Potsdamer Straße 32.

Digitized by Google



Steckenpferd-Teerschwefelseife

bestbewährt gegen alle Hautunreinigkeiten.

Überall zu haben!

Geh' nicht so krumm!

Es schadet Deiner Lunge, Deiner Figur. Nimm einmal die Schultern zurück, Brust heraus und betrachte Dich im Spiegel. — So hält Dich dauernd der verstellbare elastische **„Geradehalter Sascha"**. Patent a. Bequemes Tragen! Sehr haltbar. Preis M. 28.—. Angeben: ob Figur stark, normal oder schwächlich.

Fabrik orthopädisch. Apparate L. M. Baginski, Berlin W 127, Potsdamer Str. 32.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein unentbehrliches Handbuch für jedermann ist

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbuch der Worterklärung, der Namendeutung und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Mit einer Liste unechter Fremdwörter und Winken für Druckberichtigungen (Korrekturen).

Bearbeitet von K. Erbe,
Gymnasialrektor a. D. in Ludwigsburg.

Fünfte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. / 102.–111. Tausend.
Gebunden Preis 42 Mark.

Mehr als 100 000 Wörter enthält die fünfte, neu bearbeitete Auflage des in Haus und Schule, Kontor und Amtszimmer bewährten Wörterbuches.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Romane von Jakob Schaffner

Der Dechant von Gottesbüren

Geheftet 18 Mark / Gebunden 36 Mark

Das Werk ist in der Gestaltung von einer wunderbaren Reinheit und Festigkeit. Köstlich vor allem ist auch, wie Schaffner die Schönheit des katholischen Glaubens, vor allem auch das künstlerische Element, malt. Ein gutes Buch, stark in seiner ruhigen Darstellung und erfüllt von einem tiefen, innerst frommen Geiste. Ein Genuß ist die kernhafte, urgewachsene Sprache. **Tägliche Rundschau, Berlin.**

Kinder des Schicksals

Geheftet 18 Mark / Gebunden 36 Mark

In leichtem Flusse unterhaltsam spielend, faßt der Dichter das Gemüt des Lesers und wandelt anmutige Unterhaltung zu gerührter Nachdenklichkeit über das Menschenlos. Die künstlerische Technik, mit der Schaffner seinen Roman nur aus drei Figuren in ständiger Bewegung entwickelt, ist höchst bemerkenswert. Vor allem aber haben wir es hier mit zeitgemäßer, aber von Nebenzwecken freier, reiner Kunst zu tun. **Kölnische Zeitung.**

Die Irrfahrten des Jonathan Bregger

Geheftet 10 Mark / Gebunden 24 Mark

Der dies Werk geschrieben hat, ist ein echter Dichter und „Irrfahrten" sind ein gutes deutsches Heimatbuch. Es ist nicht ein Buch, das man einmal rasch überfliegt, um es dann auf Nimmerwiedersehen in einen Winkel seiner Bibliothek zu vergraben, sondern ein Buch, das einem ein guter Freund wird. Denn so lauteres Gold schürft man nur selten in den mächtigen Flözen moderner Literatur. **Leipziger Tageblatt.**

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114881029

Digitized by Google